22/1988 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Bernsteinzimmer im Bierkeller?

FW-Reporter in Kaliningrad

Kain und Abel

Angeborener Tötungstrieb des Bartgeiers überlistet: seltener Zuchterfolg im Berliner Tierpark

★ Inhalt

Sozialpolitik
Drei Millionen Wohnungen – ein Programm wird realisiert **Seite 2**

Motoristik
Oldtimer-Parade in Riga **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Ferner Amur
Geschichten und Begegnungen in Komsomolsk, der ersten sowjetischen „Stadt der Jugend“ **Seite 16**

Werkstoff-Forschung
Neue Keramiken für Medizin und Technik **Seite 20**

Zoologie
Sensation im Berliner Tierpark: Nachwuchs bei den Bartgeiern **Seite 22**

Geschichte
Pogromnacht 1938 **Seite 26**

Nikaragua
Am Strand von Xiloa – Lyrik und Fotografie **Seite 28**

Theater
Schatrows „Der Brester Frieden“ am Berliner Maxim Gorki Theater **Seite 30**

Karikatur
Laudatio auf Zbigniew Lengren, Vater des „Filutek“ **Seite 32**

Erzählung
Fjodor Sologub: „Der Tannenwicht“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Chljup und Krapa – eine Ferienabenteuergeschichte **Seite 40**

Tatsachenbericht
Besuch bei der letzten Einsiedlerin **Seite 41**

Leserforum **Seite 44**

Bernsteinzimmer
Kaliningrader koordinieren die Suche nach einem „Rätsel des Jahrhunderts“ **Seite 46**

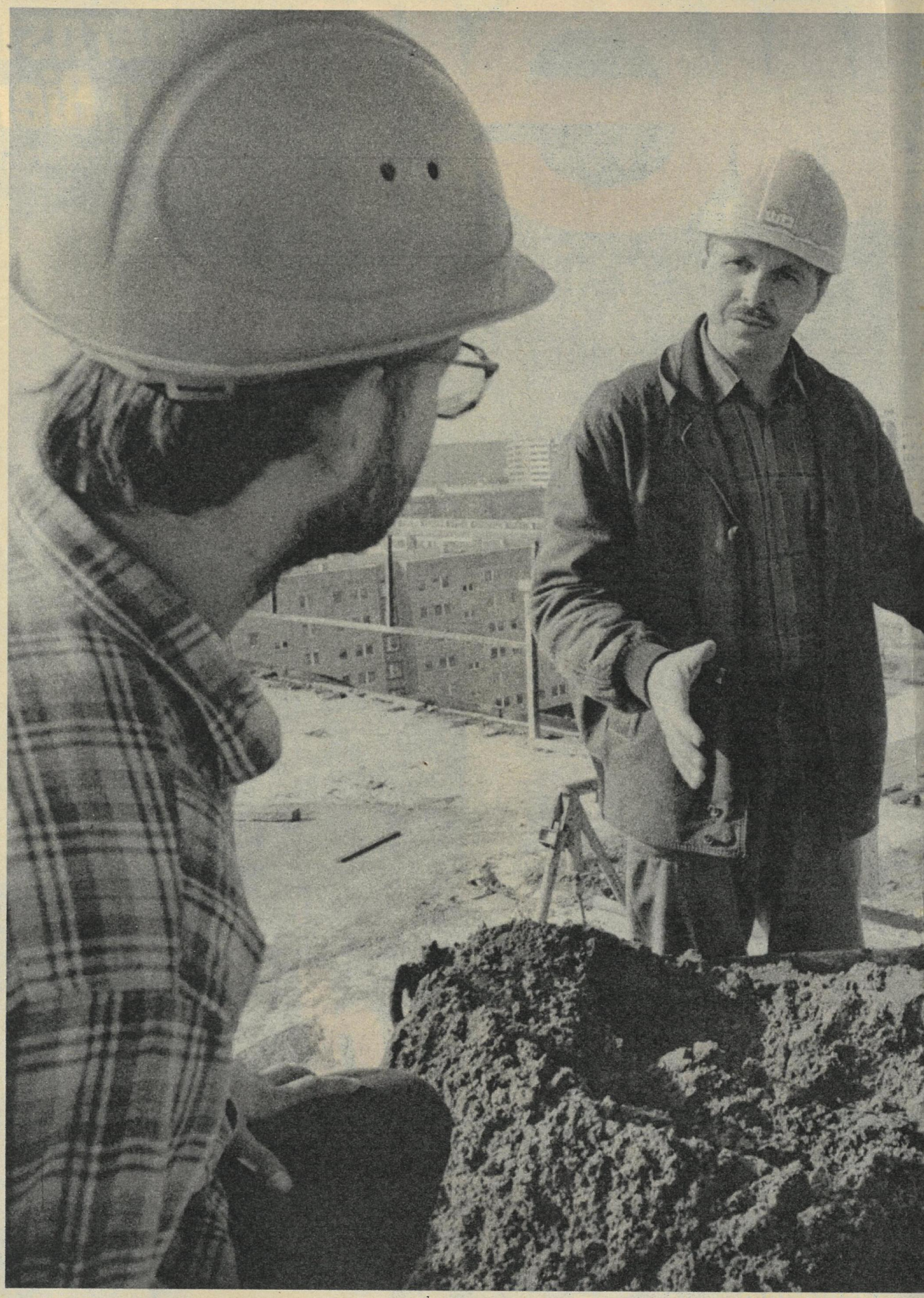
Ozeanologie
Moderne sowjetische Tieftauchapparate für die Erkundung des Meeres **Seite 50**

Wirtschaft
Waschmaschinen aus Kishinjow **Seite 52**

Titelfoto:
Michael Barz

Redaktionsschluß für dieses Heft: **17. 10. 1988**

★ Im Blickpunkt



Wohnen und Wohlfühlen

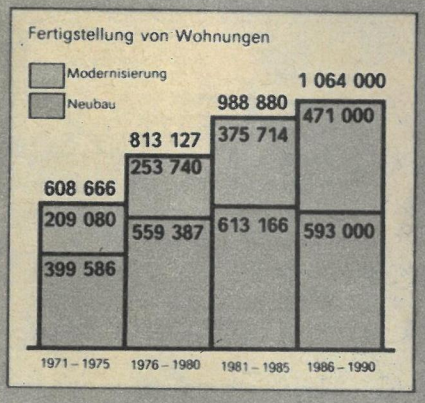
Jeder Tag ist Umzugstag

Die Möbelmänner spielen bei uns im Land eine tragende Rolle, denn seit 1971 wurde zwischen Saßnitz und Suhl millionenmal umgezogen. In diesen Jahren verbesserte mehr als die Hälfte der Bewohner unserer Republik ihre Wohnverhältnisse, über die Hälfte! Und das bei erschwinglichen, weil niedrigen Mieten. Ein Wohnungsbauprogramm, ein soziales Programm wird Schritt für Schritt verwirklicht, so wie es die Partei der Arbeiterklasse beschloß. Ein Programm, das Millionen Bürger unmittelbar angeht, worauf sie mit ihren persönlichen Plänen fest bauen: eine solide, menschenfreundliche Wohnung für jedermann. Der 12. Oktober 1988 war dabei ein wichtiges Datum, als im Beisein Erich Honeckers in Berlin-Hohenschönhausen die dreimillionste seit 1971 gebaute Wohnung feierlich übergeben wurde.

Neubau – konzentriert sich immer mehr auf innerstädtische Standorte. 1987 wurde mehr als ein Drittel aller Neubauwohnungen dort errichtet. Dieser Weg wird in diesem Jahr fortgesetzt. Neben dem Bau von 110 000 Neubauwohnungen im Jahre 1988 sollen 2035 Unterrichtsräume in 85 Schulen, 145 Schulsporthallen, 31 444 Plätze in Vorschuleinrichtungen, 518 ambulante ärztliche Arbeitsplätze, 3617 Plätze in Jugendklubs errichtet werden.

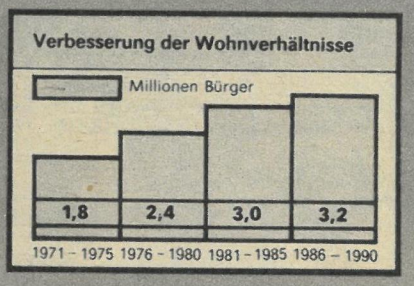
Rekonstruktion – kommt in der sozialen Wirksamkeit einem Neubau gleich. Rekonstruiert werden Wohnungen in Gebäuden mit schweren Bauschäden. Der Aufwand für eine Rekonstruktionswohnung soll im Durchschnitt 75 Prozent einer vergleichbaren Neubauwohnung nicht überschreiten. Darin eingeordnet ist das Dachinstandsetzungsprogramm. Es sah vor, im Zeitraum 1984–1987 74 Millionen Quadratmeter Dachfläche auf Wohngebäuden instand zu setzen. Am 31. 12. 87 waren 88 Millionen Quadratmeter realisiert.

Modernisierung – dient der Verbesserung der Wohnqualität des Altbaubestandes und hilft damit, die historisch entstandenen Unterschiede in den Wohnbedingungen zu überwinden. Das erfordert, diese Wohnungen mit Bädern oder Duschen, Innentoiletten und Installationen für moderne Haushaltgeräte auszustatten, Fußböden, Wände und Decken instand zu setzen. Der jährliche Umfang der Modernisierung wurde seit 1971 auf das Zehnfache gesteigert. Das trug dazu bei, die Ausstattung des Wohnungsbestandes mit Bad oder Dusche von 39 Prozent 1971 auf 78 Prozent im Jahre 1987 zu erhöhen.



Was steckt in einer Drei-Raum-Neubau-Wohnung?
- 1,2 Tonnen Walzstahl
- 12 Tonnen Zement für 37 Kubikmeter Beton
- 60 Quadratmeter Fußbodenbelag
- 3 Kubikmeter Wärmedämmstoffe
- 40 bis 60 Kilogramm Farbe
- 50 Rollen Tapeten
- 150 Meter Elektrokabel
- 3 Rollen Dachpappe
- 5 Fenster
- 6 Türen

dazu diverse sanitärtechnische Ausstattungsgegenstände und Kücheneinrichtungen...



Über Traditionen, neue Wege und Reserven im Wohnungsbau sprach FREIE WELT mit Andreas Meitzner (Foto rechts und oben, Mitte), Leiter der Taktstraße 5 des Wohnungsbaukombinates Berlin auf der Baustelle Hohenschönhausen.

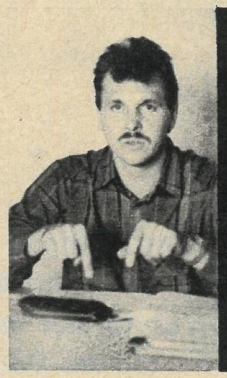
– Mit Wohnungen kann man Menschen Glück bringen. War das für Sie ein Grund, Wohnungsbauer zu werden?

– Das zu behaupten, wäre übertrieben. Für mich war das Bauwesen ganz allgemein interessant. Nach dem Studium in Dresden habe ich erst im Spannbetonmastenwerk Coswig gearbeitet. Dann ging ein Studienfreund von mir nach Berlin und ich mit. Das war vor zehn Jahren. Es reizte natürlich, als junger Mann gerade in Berlin Bauleiter zu sein. Gutes Geld gab's auch. In der Montage und danach im Ausbau machte ich

Wohnen und Wohlfühlen

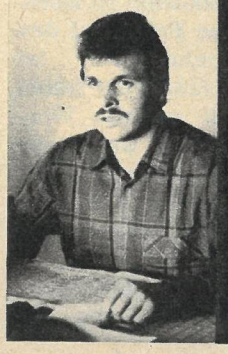
Erich Honecker in herzlicher Runde mit Einwohnern von Berlin-Hohenschönhausen: „Ich selbst bin aufs tiefste beeindruckt von dem, was hier in knapp viereinhalb Jahren neu entstanden ist. Und wenn wir uns hier die Kinder anschauen, die in dieser Zeit herangewachsen sind, so freut es doch jeden Bauarbeiter, ob Tiefbauarbeiter oder Dachdecker, was in kurzer Zeit geleistet wurde."

die wichtigsten Stationen durch. Wurde Stellvertreter des Taktstraßenleiters, der übrigens Benno Radke hieß – in Berlin kennt ihn gewiß jeder vom Bau. Von seiner jahrzehntelangen Erfahrung habe ich eine Menge lernen können. Vor allem, wie er mit den Leuten umging. Der hatte Menschenkenntnis, wußte, wie er seine Männer packen konnte. Ich glaube, wir haben uns gut ergänzt – seine Lebenserfahrung und mein Faible für die Technik. 1982 übernahm ich dann seine Taktstraße. In den zehn Jahren beim Wohnungsbau wuchs natürlich so ein Gefühl wie Stolz. Immerhin baut unsere Taktstraße jedes Jahr 700 bis 800 Wohnungen. Bereitet ebensovielen Familien eine große Freude. Ich gehe schon gern mal durch eine Häuserreihe, an deren Bau ich beteiligt war. Insgesamt sind es etwa 8000 Wohnungen. Andererseits gibt es in meiner Taktstraße Kollegen, zum Beispiel Erhard Wolff, Rudi Walter oder Günter Scheit, die seit 25, 30, ja 35 Jahren Wohnungen bauen. Da hat mancher also ganze Städte hingesetzt. Das ist schon was. So einer kann natürlich erzählen, wie sie damals angefangen hatten. Das waren ganz andere Zeiten als heute, wo wir in der ganzen Republik seit dem VIII. Parteitag der SED drei Millionen Wohnungen, fast wie am Fließband, bauen.



– Was bedeutet es, Wohnungen wie am Fließband zu bauen?

– Der Wohnungsbau ist inzwischen eine eingespielte Angelegenheit. Das geht Aufgang für Aufgang. Während an einer Stelle das Fundament gesetzt wird, werden nebenan schon die Platten montiert, und am dritten Ort bekommen die Wohnungen im Ausbau den letzten Schliff, trocknet vor der Tür der Beton auf den Gehwegen. Das alles geschieht heutzutage mit solch einem Tempo, daß man als Taktstraßenleiter vor allem ein guter Organisator sein muß. Besonders an den zwanzig Tagen des Ausbaus, wenn der Übergabetermin unaufhaltsam näher rückt. Da wird es mitunter hektisch. Leider spiegelt sich das dann manchmal auch im Ergebnis wider. Qualitätsmängel lassen uns selbstverständlich nicht kalt. Auch wenn wir zwei Jahre Garantie geben und auftretende Fehler auf unsere Kosten beseitigen. Ist unangenehm, wenn einer deine Arbeit kritisiert. Besser, da kommt einer und bedankt sich. Das kommt auch vor. Sowas ist dann natürlich das I-Tüpfelchen. Ansonsten ist der Tag, an dem du ein Haus termingerecht verkauft hast, einer der besten Momente. Dann weicht der ganze Druck – für eine kurze Weile. Und wenn du dann noch weißt, daß es ein gutes Haus ist, bist du wirklich einmal so richtig zufrieden.



– Zufriedenheit sozusagen auf Raten. Aber noch viel zu tun bis 1990...

Schritte auf dem Weg der Zusammenarbeit

1950 leitet der Minister für Aufbau, Dr. L. Bolz, eine Delegation zum Studium des Städtebaus in der UdSSR. Erkenntnisse der Reise flossen in das Aufbaugesetz der DDR ein.

1960 vereinbaren die Bauakademien beider Länder einen Plan der technisch-wissenschaftlichen Zusammenarbeit auf dem Gebiet des Großplattenbaus.

1965 studiert eine Partei- und Regierungsdelegation im Kiewer Baukombinat Nr. 3 die automatische Steuerung der Vorfertigungs- und Montageprozesse im Wohnungsbau. Erfahrungen dabei werden im Jahr darauf zuerst im WBK Rostock genutzt.

1971 beschließen die Bauministerien den Erfahrungsaustausch auf dem Gebiet des dichten Silikatbetons.

1972 werden auf einer Ausstellung in Moskau Erfahrungen der DDR im Metalleichtbau vermittelt.

1975 schließen die Regierungen ein Abkommen über die gemeinsame Arbeit auf dem Gebiet des Metalleichtbaus ab. Damit wird die Grundlage für stabile Exportlieferungen in die UdSSR geschaffen.

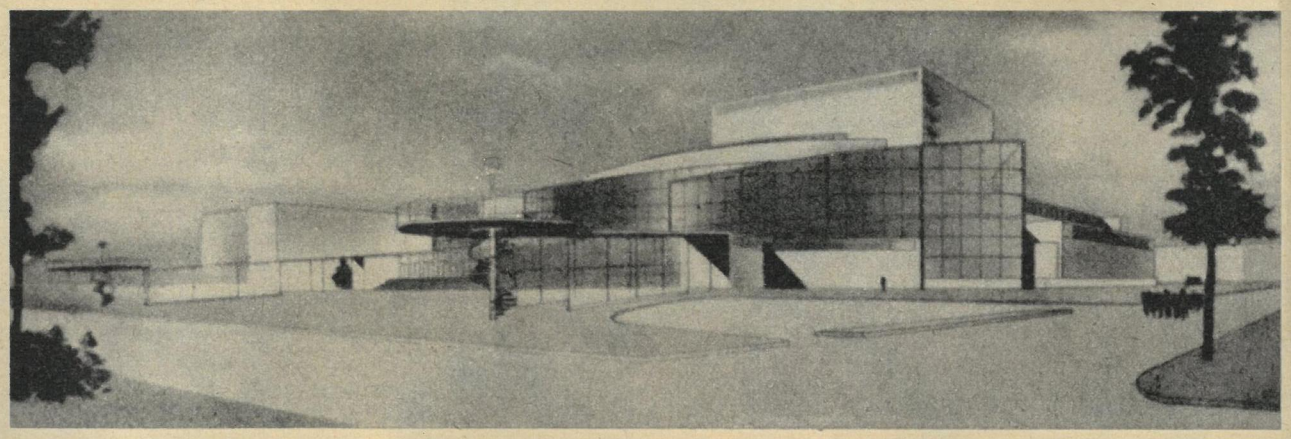
1975 unterzeichnen beide Länder das Abkommen über die Partnerschaft auf dem Gebiet des Wohnungs- und Gesellschaftsbaus.

1983 beginnen die DDR und die UdSSR die Zusammenarbeit bei der Schaffung und Rekonstruktion von Kühllagerhäusern in der Sowjetunion. (Im Februar 1988 wurde das 100. Kühllagerhaus ausgeliefert.)

1986 Abschluß eines Abkommens über die Intensivierung der Baumaterialien-Produktion.

1988 im Februar sind fünf Vereinbarungen zwischen Baubetrieben beider Länder über die Aufnahme von Direktbeziehungen abgeschlossen.

Auf gemeinsamem Fundament – Tradition und Gegenwart



Entwurf für Charkow – Die Beziehungen des Dessauer Bauhauses zum Sowjetland reichen bis in die zwanziger Jahre zurück. Sie zeigten damals eine Alternative, um die Baukunst aus der kapitalistischen Krise herauszuführen. Städtebau und Wohnen im Sozialismus gehörten zu den Entwurfsaufgaben. Oben: Entwurf des Charkower Theaters von Walter Gropius. Als 1930 Bauhausdirektor Hannes Meyer wegen seines politischen Engagements entlassen wurde, ging er mit einer Gruppe Studenten in die Sowjetunion, um direkt am sozialistischen Aufbau mitzuwirken. Ihrem Beispiel folgten weitere Architekten und Bauleute.

Baumethode aus Moskau – Die Erfahrungen des Baubrigadiers Slobin (Foto oben) machten in den 70er Jahren auch bei uns Schule. Die objektbezogene Verantwortung aller Baukollektive erhöhte Qualität und senkte Kosten. Forderungen, die aktuell bleiben. – Auch in der Sowjetunion, um die großen, vom XXVII. Parteitag der KPdSU beschlossenen Bauaufgaben zu realisieren, nämlich bis zum Jahr 2000 jeder Familie eine eigene Wohnung zu sichern.

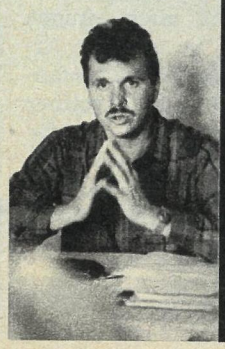
Bauarbeiterdorf in Kriwoi Rog – 2000 Bauleute aus der DDR werden an der Errichtung des Bergbau- und Aufbereitungskombinates mitwirken. Neben Industriebauten fertigen sie auch Wohnungen und gesellschaftliche Einrichtungen. (Foto: Aufbau des Bauarbeiterdorfes 1986)

– Ja, bis zu diesem Ziel gibt es noch genügend Probleme zu lösen. Das war auch eine Frage auf den Parteiwahlversammlungen im WBK. Wir sind trotzdem der festen Überzeugung, daß wir das Wohnungsbauprogramm, was die Schaffung der Bausubstanz betrifft, erfüllen werden. Vielleicht läßt sich das Bautempo auch noch beschleunigen. Aber, mit dem Steigern ist das so eine Sache. Da gibt es keinen Automatismus, der jedes Jahr ein paar Wohnungen mehr ausspuckt. Es nützt auch nichts, allein mit Appellen oder dergleichen die Leute zu Leistungen zu bewegen. Alle geben ihr Bestes, wenn die Arbeit läuft. Da muß natürlich vieles stimmen – die Zulieferungen, die Organisation, die Technik... Übrigens, auch der Plan. Solche Vorschläge, wie zum Beispiel der gleichzeitige Ausbau von je einem Wohnblock in Hohenschönhausen und in Altglienicke, rufen Unverständnis unter den Kollegen hervor, hemmen letztlich den Arbeitsfluß. Eine Taktstraße allein kann das nicht schaffen. Es sei denn, eine bedeutend produktivere Technik käme zum Einsatz. Aber gerade damit haben wir Probleme. Ein Maurer verputzt genau wie vor dreißig Jahren mit der Kelle, ein Maler arbeitet mit dem Pinsel, tapeziert wie eh und je, mal abgesehen von der Kleistermaschine, die auch schon 20 Jahre alt ist. Wesentliche Fortschritte wurden in den Plattenwerken gemacht, in denen es in jüngster Zeit ja auch mit der CAD/CAM-Technik versucht wird. Dabei haben wir auf der Baustelle gar keine utopischen Vorstellungen. Es wäre schon gut, wenn Baumaterialien durch die Baustoffversorgung nicht lose angeliefert werden, sondern ordentlich paketiert, so daß ein Ladearm auf dem LKW Gips, Steine oder Hartmantelmasse leicht und schnell abladen könnte.

Wohnen und Wohlfühlen

Neubau, Modernisierung und Rekonstruktion im Zentrum des alten Halle – Blick in die Große Klausstraße mit dem sorgfältig erhaltenen Fachwerkhaus aus dem 16. Jahrhundert am Grasseweg.

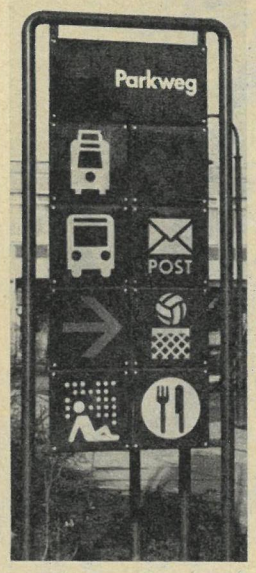
Unser Kombinat hat so viele Grundmittel, aber viel davon liegt defekt rum. Zum Beispiel Bohr- und Stemmgeräte, Söffelpumpen oder Kreissägen werden einmal im Jahr gesammelt und zur Reparatur nach Limbach-Oberfrohna geschickt. Wäre es nicht möglich, in Berlin einen zentralen Reparaturstützpunkt für alle großen Baubetriebe – IHB, Spezialbaukombinat, WBK und die Baureparaturbetriebe – einzurichten? Das würde die Wege und Wartezeiten um ein Vielfaches verkürzen. Übrigens reden wir nicht nur über all diese Probleme...



– Seit einiger Zeit hört man von neuen Bausteinen auf dem Bau – von elektronischen...

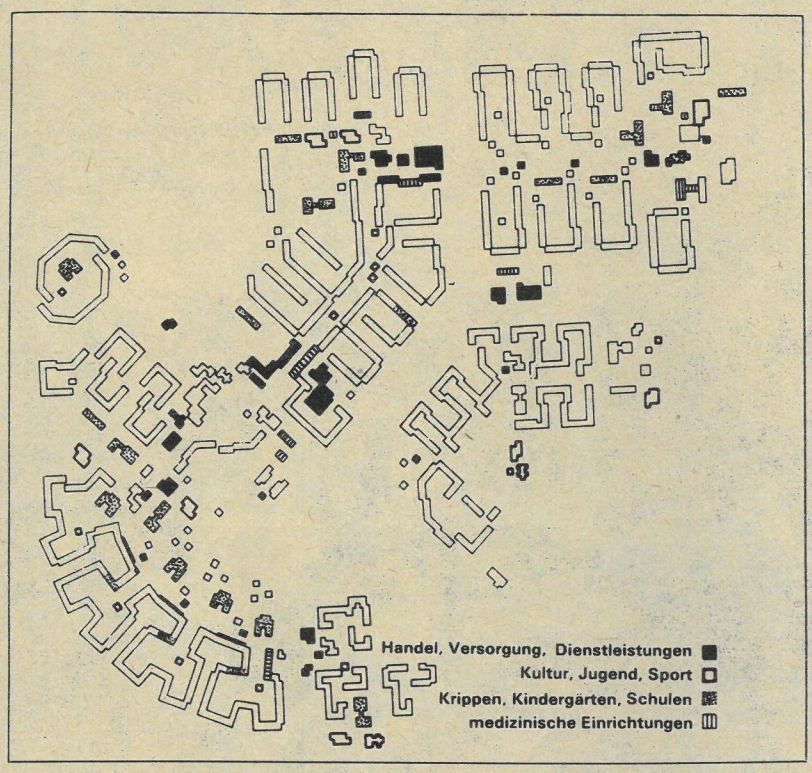
– Da gibt es gute Erfahrungen mit der automatischen Regulierung des Heizsystems, das auf Außentemperaturen und auf die Wärme in den Wohnungen reagiert. Das funktioniert ganz gut und spart ja auch eine Menge an Energie. Mehr Ärger machen die kleinen Rechner, die heute in den Aufzügen eingebaut sind. Die haben besonders in den ersten Wochen nach der Übergabe nicht selten Kinderkrankheiten. Das ärgert dann nicht nur die

In Magdeburg und Gorki – ein gemeinsames Experiment zum Wohlfühlen

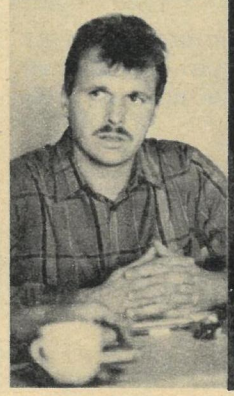


Wegweiser – Piktogrammsäule (oben), Übersicht über das Netz der gesellschaftlichen Einrichtungen im Wohnkomplex (unten).

Im Februar 1981 legten Bauleute im Nordwesten Magdeburgs den Grundstein für ein neues Wohngebiet. 14 000 Wohnungen für mehr als 40 000 Einwohner galt es zu errichten. Erstmals wurde damit ein Wohnungsbauexperiment so großen Ausmaßes zwischen unseren Ländern begonnen. Die Wohngebiete Magdeburg-Olvenstedt und Gorki-Meschtscherskoje Osero (8000 Wohnungen für 27 000 Einwohner) wurden für das gemeinsame Vorhaben ausgewählt, sollten parallel projektiert und errichtet werden, die Erfahrungen des Partners dabei direkt einfließen. Es ging um die komplexe Gestaltung eines Wohngebietes, dabei um kostengünstiges Bauen und eine höhere Qualität des Wohnmilieus. Eine tragende städtebauliche Idee des Olvenstedter Projekts: ein Fußgängerbereich, der sich 2500 Meter lang durch alle fünf Wohnbereiche zieht. Beiderseits des Weges sind Geschäfte, Gaststätten, Einrichtungen für Kultur, Bildung und Erholung angeordnet. Unterschiedlich gestaltete städtebauliche Räume mit zahlreichen Wohnbereichen, fahrverkehrsfreie Wohnhöfe, gepflegte Anlagen schaffen eine Wohnumwelt zum Wohlfühlen.



Hausmeister. Damit beschränkt sich zur Zeit noch der Einsatz der Mikroelektronik im Wohnungsbau. Ansonsten sind wir gerade dabei, allmählich die rechnergestützten Programme für den Bau von Sechs- und Elfgeschossern zu nutzen. Ich bin mit unserer Taktstraße dabei so eine Art Versuchskaninchen. Die Programme hat die Bauakademie gemeinsam mit der Abteilung Produktionsorganisation im WBK erarbeitet. Sie dienen der Kontrolle des Planes und des tatsächlichen Bauzustandes. Verbunden damit ist eine Arbeitskräfteanalyse. Die ganze Geschichte funktioniert, ist anwendbar und könnte bei entsprechender Auslastung auch einiges effektiver machen in unserer Arbeit. Aber wir haben erst angefangen, so daß zwar über den Rechner detaillierte Informationen an die Kombinatsleitung gehen, aber die Rückkopplung fehlt noch. Auf jeden Fall ist das eine Sache mit Zukunft.



– Neue Möglichkeiten ausschöpfen, trifft das auch auf den Erfahrungsaustausch mit dem Moskauer Partnerbetrieb zu?

– Ich bin auf jeden Fall für eine engere Beziehung zum Moskauer Häuserbaukombinat I, mit dem unsere Malerbrigade von Wolfgang Wcziontek seit 1981 ständig in Verbindung steht. Ich denke, jeder findet beim anderen was Neues, das man selbst ausprobieren kann. Unsere Maler schwärmen zum Beispiel jedes Mal von den herrlichen glatten und genauen Betonplatten der Moskauer. Andererseits meinen die Moskauer Maler, wir seien die besten Tapezierer. Ganz begeistert waren sie von unseren Klei-

Wohnen und Wohlfühlen

Wohnen in Magdeburg–Olvenstedt – Die Skulptur des jungen Gorki am Gorki-Plan, ein Geschenk der Baupartner von der Wolga.

stermaschinen. Um so größer ihre Überraschung, als sie hörten, daß es eine sowjetische Konstruktion ist, die unsere Maler einst von einem Erfahrungsaustausch mitbrachten. Aber davon mal abgesehen, ich denke, erweiterte und gut organisierte Beziehungen könnten in Zukunft bedeutend mehr Nutzen bringen.

– Apropos Zukunft, träumt ein Praktiker auch mal davon, wie man morgen bauen könnte?

– Schon. Es wird keine Pause geben! Auch nach 1990 werden wir weiter bauen. Und natürlich müssen wir überlegen, wie. Wir wollen uns doch wohl fühlen, wo wir wohnen. Die Tendenz bei uns geht nun mehr zu den Sechsgeschossern. Da sieht ein Hof gemütlicher aus als zwischen hohen Häuserwänden. Andererseits benötigt solche Bauweise mehr Bauland, wir können ja nicht die ganze Republik zubauen. Ich glaube, wir müssen auch sehen, was wir weiterhin aus der vorhandenen Bausubstanz machen können. Und dann scheint mir, daß es notwendig wird, den Grundriß der Wohnungen großzügiger zu gestalten. Ich weiß, das wird in nächster Zeit wohl nur Schritt für Schritt zu realisieren sein. Aber man muß weiterdenken, wenn man weiterkommen will.

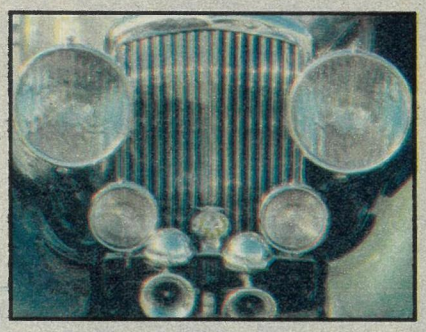
Interview: Hajo Obuchoff; Dokumentation, Redaktion: Wolfgang Scheel, Wolfgang Tautenhahn; Fotos: Detlev Steinberg (4), Detlef Christel (7), Lothar Willmann (1), Alfred Paszkowiak (1), FW-Archiv (3), ADN/ZB-Settnick (1); Zeichnung: Verlag für Bauwesen

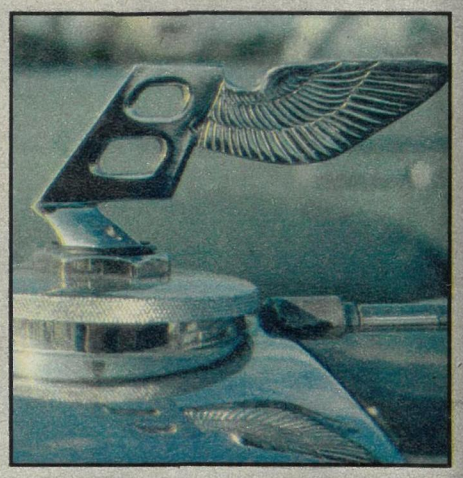
Oldtimer-Parade
RIGA – 88

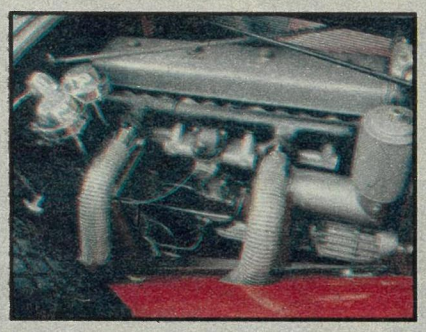
Je älter, je lieber

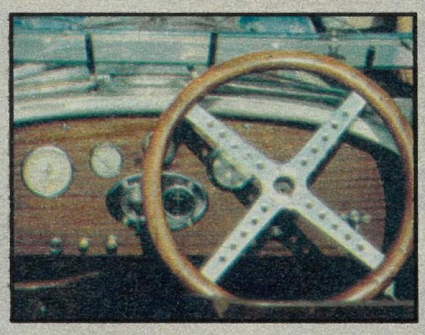
Das Rundale-Schloß in der Lettischen Sowjetrepublik zählt gewiß zu den schönsten Schöpfungen des Barock-Baumeisters Rastrelli. Dieses Architektur-Museum würdigt besondere denkmalpflegerische Leistungen mit der Verleihung der „Kristall-Lilie". 1988 traf die Jury eine ungewöhnliche Entscheidung: Sie ehrte den Präsidenten der Internationalen Oldtimer-Föderation (FIWA) mit der begehrten Auszeichnung. Offenbar geschah das unter dem Eindruck des Ereignisses, zu dem dieser exponierte Liebhaber alter Autos namens Prinz Hohenlohe-Langenburg nach Riga gekommen war: erstes Internationales Treffen von Auto- und Motorradveteranen. Es vereinte Motoristik-Fans aus 13 Ländern, darunter der DDR, sowie aus Berlin (West). Da paradierten hochglanzpolierte Fahrzeuge längst vergangener Baujahre, eben – und so schließt sich der Kreis zur Lilie aus Kristall – rollende Technikdenkmäler. Veranstalter war der KAA Riga, der „Klub antiquarischer Automobile". Dessen vierhundert Mitglieder und Kandidaten nennen privat 214 Autos, 196 Motorräder und 103 Fahrräder achtbaren Alters ihr eigen. Darüber hinaus pflegen sie einen gemeinschaftlich zusammengetragenen Fonds von vierzig fahrbaren Museumsstücken. Diese Schätze prädestinieren den Klub zum Veranstalter eines solchen Oldtimer-Treffens, dem man Tradition wünscht.

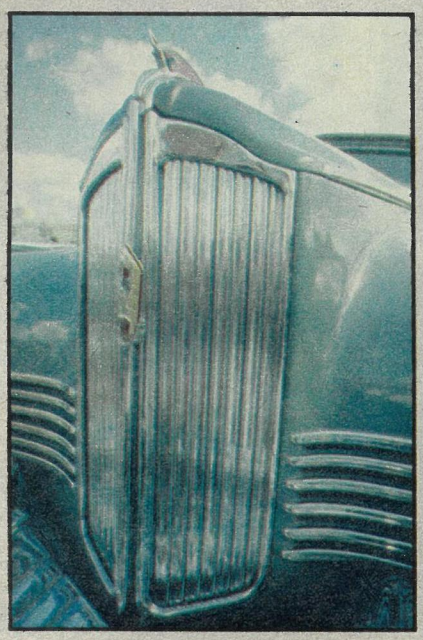
Um nur einiges aus den Rigaer Museums-Garagen zu nennen: Da ist ein LINCOLN aus dem Jahre 1934, ein Geschenk der Sowjetregierung an Maxim Gorki, von den Enkeln des

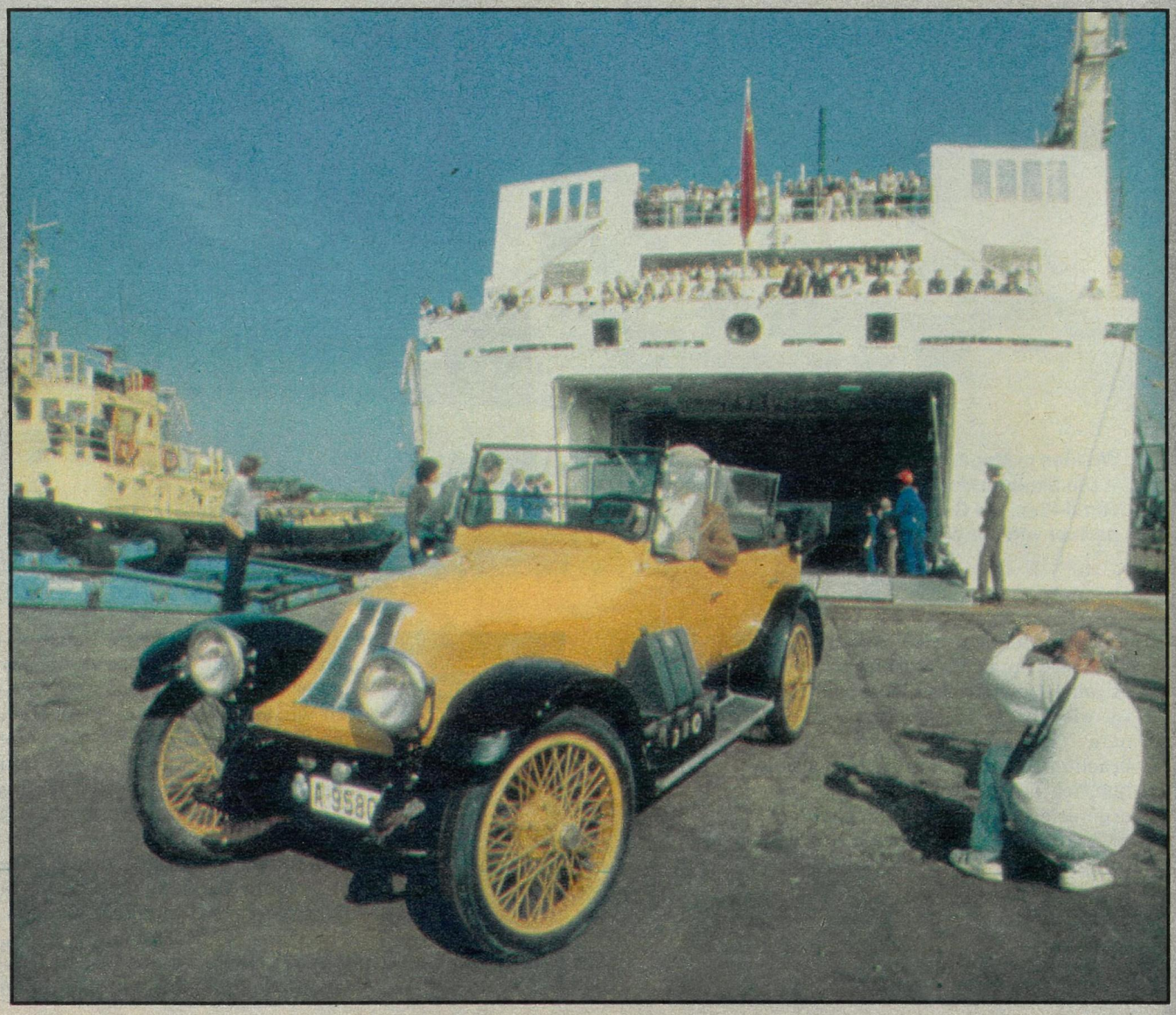










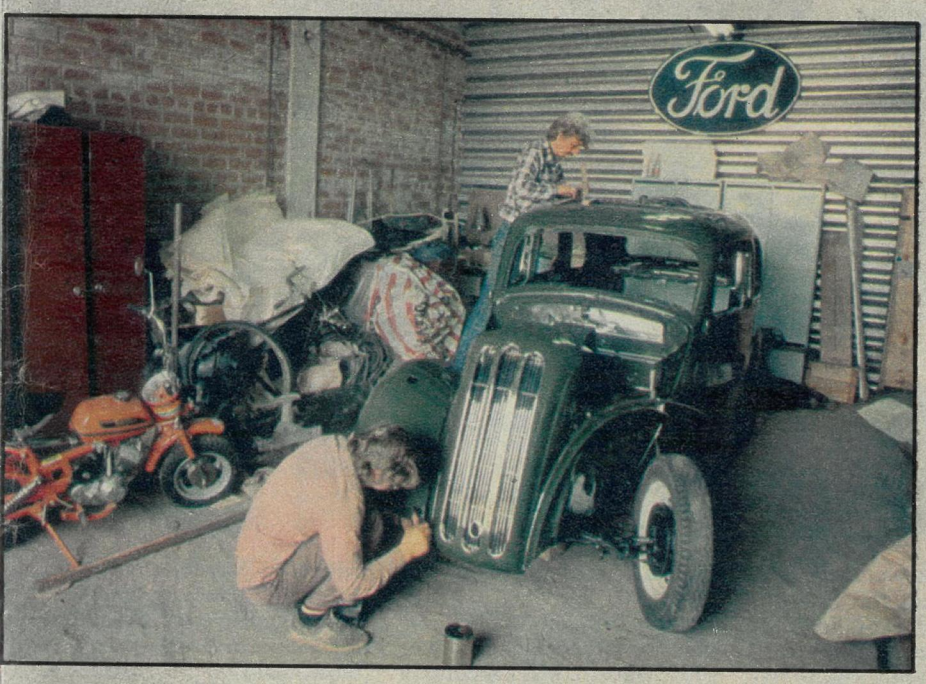


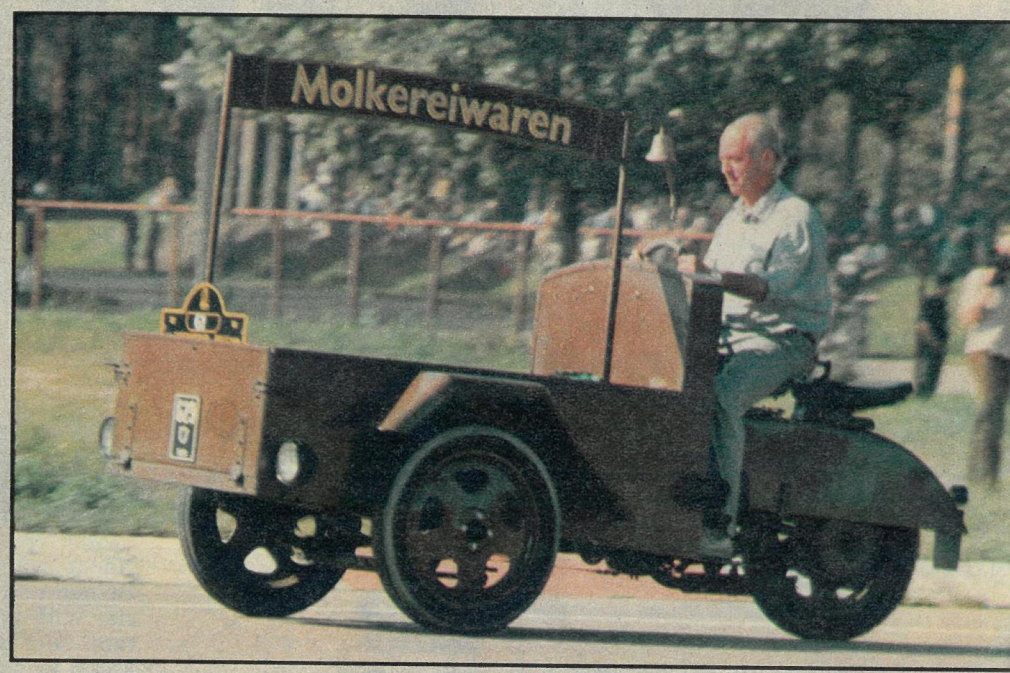
Schriftstellers dem KAA übergeben. Oder ein Sechs-Zylinder-CHRYSLER von 1927, dessen Wiederaufbau vor nunmehr sechzehn Jahren zur Geburtsstunde des KAA wurde. Als besondere Rarität gilt ein AUTO-UNION-Bergrennauto von 1938, das einzige in der Welt noch existierende Exemplar dieses Typs. Mit seinen 16 Zylindern leistete es 520 PS und schaffte 340 km/h Spitze.

Die Liebe zu Oldtimern ist in Riga nicht zufällig so präsent – schließlich stand hier die Fabrik, in der vor dem Jahre 1917 die ersten Kraftfahrzeuge im ehemaligen Zarenreich gebaut wurden. Die Marke RUSSO-BALT hatte seinerzeit einen guten Klang. Die Fachwelt weiß von nur zwei erhalten geliebenen RUSSO-BALT-Fahrzeugen: Das eine, ein Pkw K 20 von 1911, ist Stolz des Moskauer Polytechnischen Museums; das andere, eine Feuerwehr von 1912, gehört zur KAA-Sammlung!

Je älter, je lieber ist ein Motto der Rigaer. Und ihr Ehrgeiz wie der aller Oldtimerbesitzer: Die guten Stücke sind jederzeit fahrbereit.

Valeri Saizew (Text)
Igor Michailow (Fotos)





● Kurz berichtet

Siebzig Zeitungen und Zeitschriften mit einer Gesamtauflage von 1 500 000 Exemplaren erscheinen gegenwärtig in der Mongolischen Volksrepublik. Die größte Zeitung ist „Unen" (Wahrheit) mit täglich 180 000 Stück.

Der Geschichte des sowjetischen Trickfilms ist eine neue Briefmarkenserie gewidmet, aus der wir drei Werte – 4, 5 und 10 Kopeken – vorstellen.

Um den Stör, eine der ältesten Donaufischarten, vor dem Aussterben zu bewahren, wurden im Abschnitt zwischen Rajka und Budapest 30 000 künstlich gezüchtete Jungfische ausgesetzt.

Rund 3500 Wörter seiner Muttersprache verwendet ein russisches Kind, ein Halbwüchsiger 9000 und ein Erwachsener 12 000 bis 14 000. Alexander Puschkin benutzte in seinen Werken 21 000 Wörter. Das stellten sowjetische Linguisten fest.

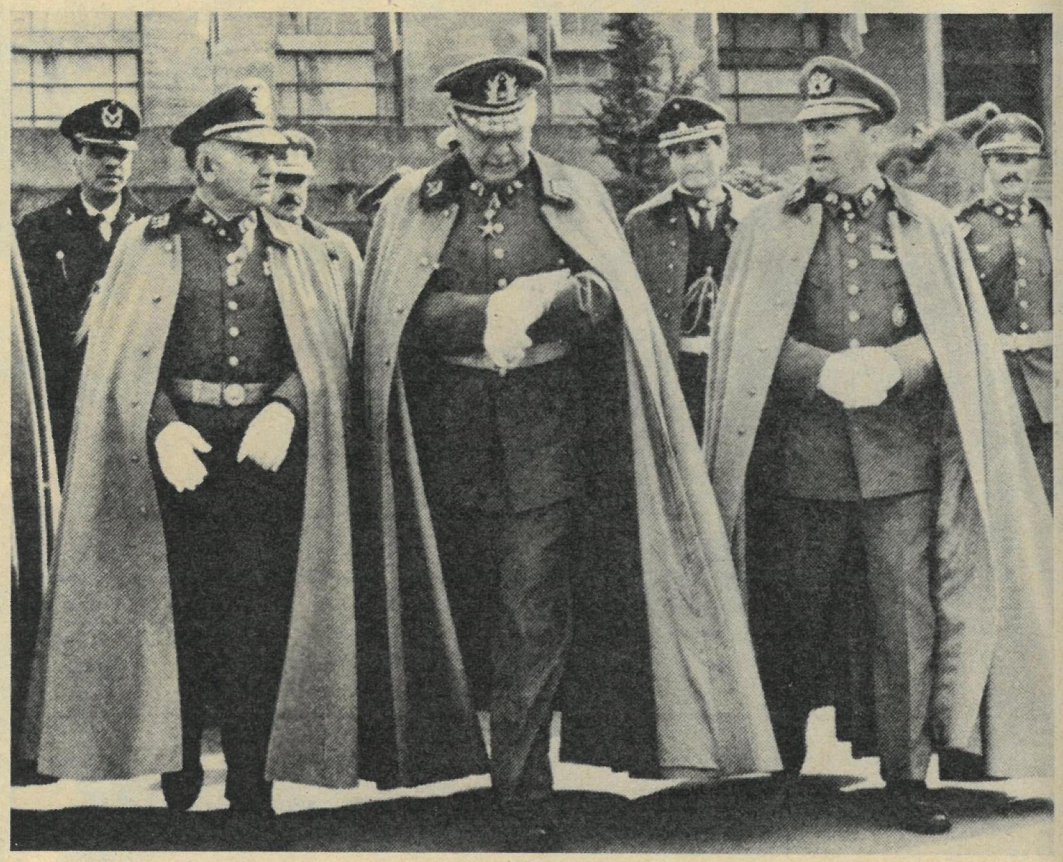
Äthiopien hat zur Überwindung der unterschiedlichen Entwicklung der Landesregionen einen Zehnjahrplan erarbeitet. Er sieht u. a. die Schaffung von über 72 000 neuen Arbeitsplätzen in der Industrie vor.

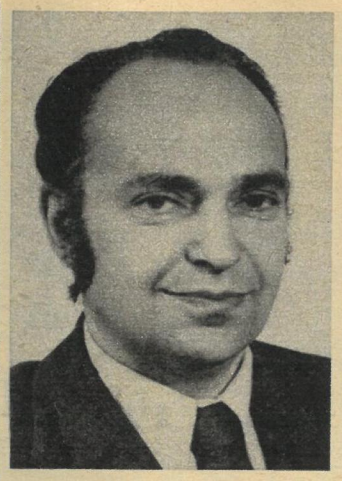
Im ersten chinesischen geothermischen Kraftwerk Yangbajing (90 km nordwestlich von Lhasa), in dem 1977 ein energetischer Block von 1 MW eingerichtet worden war, arbeiten heute vier Blöcke mit einer Gesamtkapazität von 10 MW, abgeschlossen wird gerade die Montage des fünften.

Die Zeit läuft ab

Der Blick auf die Uhr zeigt auch einem General die Stunde, und Pinochet mußte bislang nicht befürchten, daß die Zeiger gegen ihn laufen. Er vertraute darauf, daß das so bleibt. „In einem Land, wo ein Uniformierter dich erschießen kann, weil du ihn beleidigt hast, bleibt einem heute das Herz stehen, wenn dich jemand nach der Uhrzeit fragt", schrieb das oppositionelle Magazin „Analisis". Das schien für eine faschistische Diktatur die rechte Atmosphäre, in der ein Blick auf die Uhr nur bedeuten konnte, schleunigst Türen, Fenster, Ohr und Mund zu schließen. Die Uhr sagte: Du hast wieder einen Tag gelebt. Nun wird Pinochet nach der Zeit gefragt. Das NO hat triumphiert! In den letzten Monaten und Tagen weigerten sich die Chilenen, nach der Uhr des Diktators zu leben und sich Ruhe zur ersten Bürgerpflicht verordnen zu lassen. Vom Morgen bis in die Nacht waren sie auf den Beinen und zeigten Phantasie, Witz und Einfallsreichtum, um das NO an den Mann zu bringen. Indes reiste der General durchs Land, tätschelte Omas, herzte Babys und gab sich als ziviler Landesvater. Die Uniform hing derweil im Schrank, doch wäre sie in der Öffentlichkeit wohl passender gewesen, als der General der Welt „eine Lektion in Demokratie" androhte. Der zivile Habitus täuschte die Menschen nicht. Als der Sieg der NO-Front offiziell verkündet war, trug der General wieder Uniform. Mit ihr fand er zur alten Sprache zurück und zerknüllte alle ihm hinterrücks gereichten mäßigenden Spickzettel. „Pinochets Besatzungsmacht" – für diese Worte erhielt der Journalist Cardenas 541 Tage Haft – hörte nun wieder aus dem Munde ihres Chefs, welche „Lektion in Demokratie" anstand: Nicht als Verlierer sah sich Pinochet, sondern als „verfassungsmäßiger" Präsident bis 1990. Im Rang von „Verfassungshütern" dreschen und schießen Armee und Todesschwadronen wie zuvor. Die demokratische Opposition wird noch schweren Wochen und Monaten entgegensehen, bevor endlich der Tag anbricht, da die tickenden Uhrzeiger vom Leben künden und nicht vom Tod. *Hans Bergmann*

Fotos: Auslandsdienst





Treffpunkt Wenzelsplatz

Auskünfte für FREIE WELT gab Dr. sc. Jan Galandauer, Historiker und leitender Mitarbeiter des Instituts für Marxismus-Leninismus des ZK der KPTsch.

Der 28. Oktober 1918, Tag der Selbständigkeit der Tschechoslowakischen Republik. Seit diesem Jahr ist das Datum neben dem 9. Mai nunmehr zweiter Staatsfeiertag. Warum?

Die Entstehung des eigenen Staates ist für jedes Volk ein einschneidendes historisches Ereignis. Das galt umsomehr für die Tschechen und Slowaken, die so lange unter einer Fremdherrschaft gelebt hatten. Die Tschechen haben ihre Selbständigkeit am Anfang des Dreißigjährigen Krieges auf dem Gelände von Weißenberg verloren, die Slowaken hatten ihren Staat nie. Zweifellos war die Tschechoslowakische Republik zu Beginn ein bürgerlicher Staat. Unsere Historiker kritisierten in der Vergangenheit diesen Inhalt sowie die außenpolitische Orientierung. Besonders in den fünfziger Jahren war dieses Urteil fast absolut. Revolution kann jedoch nicht bedeuten, eine historische Entwicklung völlig abzulehnen. Daß es diesen Staat endlich gab, war ein bedeutender Fortschritt für die Entwicklung unserer Völker. Während seiner 20jährigen Existenz bis zum Krieg entstanden unbestreitbare Werte. Wir sind stolz, daß in der Tschechoslowakei als dem einzigen Land Mittel-, Ost- und Südeuropas die bürgerliche Demokratie erhalten blieb, daß unser Land zum Asyl für Tausende wurde, die vor dem faschistischen Terror aus anderen Ländern flüchten mußten. In den ersten Reihen der Verteidiger des demokratischen Charakters der Republik, der Kämpfer gegen die drohende Aggression und gegen die inländischen faschistischen Kräfte standen die Kommunisten. Sie waren es auch, die nach der Okkupation die Losung „Für einen neuen 28. Oktober" ausgaben: Für eine neue Republik auf einer neuen Klassengrundlage. Die Proklamation zum Staatsfeiertag ist die Anerkennung dieser Tatsachen.

Sicher hatte das Proletariat 1918, bedingt auch durch den Sieg des Roten Oktober, eigene Vorstellungen vom Charakter des gerade entstandenen Staates.

Vor allem übernahm es die Forderung der Bolschewiki, das Recht der Völker auf Selbstbestimmung zu achten. Diese Forderung hatte den nationalen Befreiungskampf beflügelt, die Zersetzung des habsburgischen Vielvölkerreiches beschleunigt. Der Oktober bewirkte, daß breite Volksschichten, besonders die Arbeiterklasse, weitgehendere Forderungen stellten. Die linke Opposition in der Sozialdemokratischen Partei, aus der sich schrittweise die Kommunistische Partei formierte, erklärte in einem ihrer ersten Dokumente: „Es freut uns, daß die Tschechoslowakische Republik entstanden ist, unser Ziel ist jedoch die tschechoslowakische sozialistische Republik."

Das ging mit vielen Aktionen einher. Ich denke an den Kampf um das Volkshaus in Prag...

Im Dezember 1920 hatte die bürgerliche Regierung das Volkshaus besetzen lassen und damit einen Generalstreik provoziert. Er wurde zum größten Klassenkampf der Nachkriegszeit. Die Arbeiterklasse erlitt eine Niederlage. Die Erfahrungen jedoch waren ein letzter Impuls zur Entstehung der Kommunistischen Partei.

Wie wird dieser Oktober bei Ihnen begangen?

Am Vorabend des Jubiläums gibt es eine gemeinsame Festsitzung des ZK der KPTsch, des Zentralkomitees der Nationalen Front, des Präsidiums der Förderalversammlung und der Regierung. Und an diesem Tag treffen sich auch die Prager Werktätigen zu einer großen Kundgebung auf dem Wenzelsplatz. Zahlreiche Veranstaltungen überall im Land werden die Oktobertage bestimmen.

Wenn sich jemand noch ausführlicher über diese Entwicklung informieren möchte – kann er darüber nachlesen?

Ja, in diesem Jahr erschien mein Buch „Die Entstehung der Tschechoslowakischen Republik 1918".

Interview: Ina Stritzke

Doppelt klingt besser

Ganz nüchtern betrachtet stehen alle Akteure doppelt auf der Bühne. Kein Hypnose- oder Spiegeltrick wird im Sofioter Zentralhaus der Gewerkschaften vorgeführt; es ist eine Probe des Chores „Die fröhlichen Zwillinge". Seit vier Jahren singen die 12 Zwillingspaare (unser Foto zeigt nur die halbe Gruppe) zusammen. Violetta Newenkina (Bildmitte) ist Erzieherin, Chorleiterin, Impressario und Choreograph der Gruppe in einer Person. „Alles begann wie ein Scherz", erzählt sie. „Eine Mutter hatte die Idee, und ich begann zu suchen. In einem Monat fand ich acht begabte Kinder." Als die jungen Sänger im Alter von fünf bis 14 Jahren vor zwei Jahren beim Rundfunkwettbewerb gleich drei große Preise mit nach Hause nahmen, erhielten sie noch ein Zusatzgeschenk – das Lied „Die fröhlichen Zwillinge". Es hat seitdem natürlich einen Ehrenplatz im Programm des Chores. Inzwischen schreiben mehrere bulgarische Komponisten speziell Lieder für den Zwillings-Chor. Aber nicht nur auf guten Gesang legt die erfahrene Musikpädagogin Violetta Newenkina Wert, sondern auf eine breite musikalische Bildung ihrer Schützlinge. Sie sollen auch selbst ein Instrument spielen. Valeri und Valentin zum Beispiel widmen sich der Violine, während die Geschwister Stanislawa und Eleonora die klassischen Gitarren bevorzugen. Die meisten Chormitglieder allerdings spielen Klavier – wie ihre Lehrerin. Der doppelte Chor ist in Bulgarien durch viele Gastspielreisen und Auftritte im Fernsehen bekannt geworden. Und mittlerweile waren die Zwillinge auch schon einige Male zu Gast im Ausland. Jugoslawien und mehrere deutschsprachige Länder besuchten sie mit ihren Liedern. Dabei stellen sich die Kinder auf das fremde Publikum mit Texten in der Landessprache ein. Eines der beliebtesten bulgarischen Kinderlieder „Ging eine Amsel mit langer Nase" singen sie in deutscher Sprache. Die singenden Zwillinge erregen nicht nur bei anderen Zwillingen Interesse am Chorgesang, auch „Einzel"kinder bewerben sich, um in der Gruppe mitzusingen. Für die Kinder ist Violetta Newenkina wie eine zweite Mutter. Sie macht alles für die kleinen Sängerinnen und Sänger: organisiert die Reisen, kümmert sich um Kostüme, um das Essen, nicht selten kontrolliert sie Schularbeiten, spricht mit den Eltern. Ohne die Mütter kommt sie nicht aus. Oft fahren manche von ihnen mit zu Konzerten in andere Städte, begleiten die kleineren Kinder zur Probe. Bei den Eltern holt sich Violetta Newenkina Rat, wenn sie bei dem einen oder anderen ihrer Schützlinge Probleme vermutet. Es ist nicht leicht, eine zweite Mutter zu sein für Zwillingspaare. Am einfachsten ist das noch in dem Fall, wenn die Kinder ihre Verwechslungsspäße mit der Lehrerin treiben. Dann singen sie verschmitzt das Lied „Warum haben Zwillinge kein Erkennungszeichen dran, an dem man sie erkennen kann".

Petja Gergowa

Jungfernflug eines Giganten

Auf dem Zentralen Frunse-Flugplatz bei Moskau: das neue sowjetische Langstreckenverkehrsflugzeug IL–96–300 kurz vor dem Premierenstart. Nur 43 Minuten dauert der sich anschließende erste Testflug des silbern glänzenden Giganten. Dann landete er wohlbehalten auf der Flugtestbase in Moskaus Vorort Shukowski. Obwohl die neue Maschine an ihren Vorgänger IL–86 erinnert, ist sie doch gänzlich verändert. Besonders ins Auge fallen die Tragflächen mit ihren Vorflügeln. Sie sehen wie nach oben gebogen aus. Daraus ergibt sich eine bes-

sere Auftriebserhöhung bei Start und Landung. Aber auch der Rumpf ist bei gleich gebliebenem Durchmesser von 6 m um 5 m kürzer als bei der IL-86, während die Spannweite der Flügel um 10 m größer ist. Das neue Großraumpassagierflugzeug soll maximal 300 Passagiere, Gepäck, Post und Fracht auf Fernstrecken bis zu 11 000 km bei einer Geschwindigkeit von 850 bis 900 km/h befördern. „Wir haben bei der Entwicklung besonderen Wert auf eine hohe Sicherheit und Wirtschaftlichkeit gelegt", sagt der Chefkonstrukteur Genrich Nowoshilow. „Dafür sprechen die ausgefeilte Aerodynamik, der niedrige Treibstoffverbrauch, die Masseverminderung durch den Einsatz von neuen Komposit- und Verbundwerkstoffen, der verminderte Lärmpegel, der erhöhte Automatisierungsgrad und mehr Komfort für die Fluggäste." Der Rumpf ist in zwei Decks unterteilt. Unten befinden sich der Frachtraum und die Bordküche. Kommandant des Jungfernfluges war der Verdiente Testflieger der UdSSR Stanislaw Blisnjuk. Sein Kommentar: „Alles verlief normal. Natürlich sind wir nach jedem geglückten Testflug froh. Aber die Arbeit beginnt jetzt erst richtig." Dazu muß man wissen, daß der reguläre Einsatz der neuen IL–96–300 bereits für 1990 vorgesehen ist. Ein relativ kurzer Erprobungszeitraum, wenn man bedenkt, daß es sich um ein Flugzeug der vierten Generation handelt.

Peter Garden

Landgang für Meeressatellit

Für einige Tage hatte das Zentrum der sowjetischen Metropole – Moskaus Roter Platz – eine neue Attraktion: Direkt vor dem Kreml und der Basiliuskathedrale stand eine mobile Satelliten-Landstation (Foto oben). Gewissermaßen als Visitenkarte der „Internationalen maritimen Satellitenorganisation". Ihre Londoner Direktion hatte eine kleine Gruppe von Experten mit der neu entwickelten Landstation in einem entsprechend ausgerüsteten Fahrzeug auf eine mehrwöchige Rundreise durch die UdSSR und andere sozialistische Länder geschickt. Auftrag war, die bisher für die Seefahrt genutzte Satellitentechnologie auch für den Nachrichtenverkehr im internationalen Straßenverkehr zu testen. Die sozialistischen Staaten – besonders die UdSSR und die Volksrepubliken Bulgarien und Polen – gehörten zu den Initiatoren der 1979 gegründeten Organisation. Im September 1986 trat auch die DDR Inmarsat bei, und kürzlich wurde als 54. Land Nigeria aufgenommen. Weltweit verfügen derzeit mehr als 7000 Schiffe über die notwendige Elektronik. Mit dem Inmarsat-System werden die Funkspruch-, Funkschreib- und -datendienste sowie der Not-, Dringlichkeits- und Sicherheitsverkehr abgewickelt. Hinzu kommen Navigationswarnungen, Wetterberichte und medizinische Beratung. Eine wichtige Mittlerrolle haben Küstenstationen, die unter anderem in der VR Bulgarien eingerichtet wurden (Foto unten). Das gesamte System besteht aus drei Satellitenfunknetzen für die sogenannten Ozeanbereiche Atlantik, Indik und Pazifik. Künftig soll es nun also auch für den Flugverkehr und bei weitreichenden Fahrten großer Lastzüge international renommierter Transportfirmen genutzt werden. Die Fahrer können dann direkt über Satellit mit der Einsatzleitung Kontakt aufnehmen.

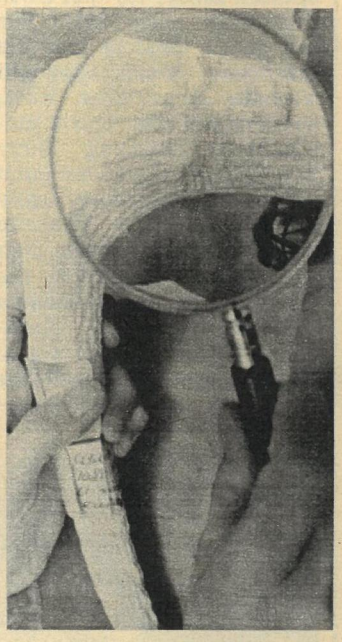
Manfred Radloff

Oktober-Ehrung

Es ist Tradition in der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, aus Anlaß des Geburtstages der Republik Einzelpersönlichkeiten und Kollektive für hervorragende Leistungen bei der Stärkung des Bruderbundes mit der Sowjetunion auszuzeichnen. Unter jenen, die durch Erich Mückenberger, Präsident der Freundschaftsgesellschaft und Mitglied des Politbüros des ZK der SED mit der DSF-Ehrennadel in Gold geehrt wurden, auch Kämpfer der Arbeiterbataillone.

Medizin-Helfer

Wesselin Nikolov bei der Endkontrolle universeller Mixgeräte, die in seinem Betrieb entstehen: der vor 24 Jahren gegründeten Fabrik für medizinische Geräte in der bulgarischen Stadt Wratsa. Als Ergebnis gemeinsamer Entwicklungsarbeit mit sowjetischen Forschungsinstituten haben bereits 80 Prozent der für Krankenhäuser, Apotheken und Labors bestimmten Produkte eine mikroelektronische Basis.



Hammer-Fund

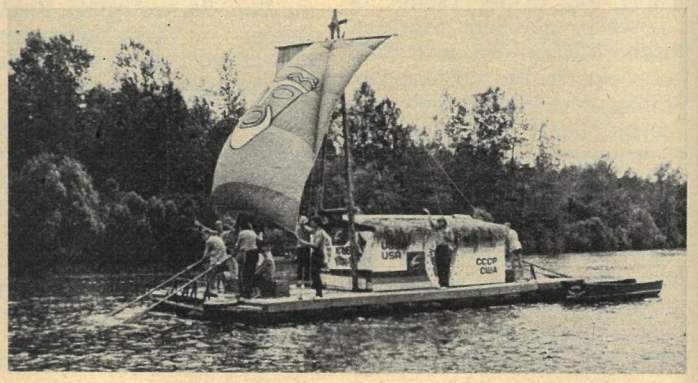
Entstanden ist dieser Hammer, den Archäologen des Budapester Historischen Museums zusammen mit anderen Fundstücken in einer Feuersteinmine im ungarischen Farkasrét entdeckten, vor etwa 40 000 Jahren. Deutlich sieht man unter der Lupe Schlagspuren, die von einem Werkzeug aus Feuerstein herrühren, mit dessen Hilfe er aus einer Geweihsprosse gefertigt wurde. Die Wissenschaftler vermuten, daß der Fundort die älteste bisher entdeckte Feuersteinmine auf unserem Kontinent ist.

Fleisch-Berg

Der Yak ist ein anspruchsloses, zugleich aber hochproduktives Gebirgsrind. Er liefert fettreiche Milch, bringt mehrere hundert Kilo auf die Waage und ist so auch wichtiger Fleischerzeuger. Mit einem Bestand von rund einer halben Million nimmt die Mongolische Volksrepublik den zweiten Platz in der Welt ein.

Sibirien-Reise

Die „Kon-Tiki", ein ungewöhnliches Floß, nähert sich dem Ufer des alten sibirischen Dorfes Baturino. An „Bord" sowjetische und amerikanische Touristen auf dem Weg zu den gastfreundlichen Sibiriern. Die USA-Gäste sind Studenten von Hochschulen und Universitäten aus sechs amerikanischen Bundesstaaten.



Die Puppe in Schönefeld

Renate Klaus, DSF-Gruppenleiterin im Gesundheits- und Sozialwesen beim Rat des Kreises Lübben, hatte ihrer Kreisärztin einen Vorschlag gemacht: eine Exkursion nach Berlin für die berufliche Weiterbildung und die DSF-Arbeit gleichermaßen zu nutzen. Genau das prägte die Stunden, die die dreizehn Freunde aus dem Spreewald als Gäste der DSF-Betriebsorganisation INTERFLUG und der dazugehörigen DSF-Grundeinheit des Medizinischen Dienstes des Verkehrswesens, Direktion Zivile Luftfahrt, verlebten. Kurt Zube, Direktor des Verkehrsfluges und Vorsitzender der DSF-Betriebsorganisation, weihte sie in den Alltag der rund 6000 DSF-Mitglieder ein und berichtete von ihren vielseitigen Verbindungen zu AEROFLOT und anderen sowjetischen Partnern. Auch MR Dr. Dr. Kressin, Direktor des Verkehrsmedizinischen Zentrums, Direktion Zivile Luftfahrt, brachte viele Beispiele der Zusammenarbeit seiner DSF-Grundeinheit mit sowjetischen Medizinern. Man lasse sich dabei von dem Standpunkt leiten: DSF-Arbeit muß ins berufliche Leben hineinspielen, sie darf nicht daneben herlaufen. Fachsimpelei war bestimmend auch beim Rundgang durch die Einrichtungen des Medizinischen Dienstes: die Unterdruckkammer, das Gerät für Gleichgewichtsprüfung, die Medizinische Vorstartkontrolle mit ihren umfangreichen Aufgaben. Die Lübbener Freunde nahmen nicht nur neue Eindrücke, sondern auch manche Anregung für das Leben in ihrer DSF-Gruppe und ihre Zusammenarbeit mit sowjetischen Freunden mit nach Hause. Kreisärztin Dr. Damaschke sagte ihren Gastgebern beim Abschied, der Besuch habe alle Erwartungen erfüllt, indem er das Leben der DSF-Gruppe stimulierte und zugleich der beruflichen Bildung nützte. Eine Spreewaldpuppe erinnert in Schönefeld an das gegenseitige Versprechen, sich vor dem 40. Jahrestag unserer Republik wiederzusehen. Dann aber in Lübben an der Berste.

Erhard Römer

Erinnerung an Graf Paar

Zu den künstlerisch gelungensten Druckerzeugnissen der ČSSR-Post anläßlich der Weltbriefmarkenausstellung PRAG '88 gehörte ein Gedenkblock mit einer Marke und zwei sogenannten Nebenfeldern. Das Markenmotiv und die daneben befindlichen Darstellungen weisen auf den 60. Jahrestag des Internationalen Philatelistenverbandes (FIP) hin und erinnern an die Geschichte des Postwesens. Auf der Briefmarke dominiert die stilisierte Zeichnung des FIP-Emblems. Das linke Nebenfeld zeigt die Variante eines Porträts des Oberhof- und Generalpostmeisters Graf Karl Josef Paar (1654–1725). Auf dem rechten Nebenfeld die stilisierte Zeichnung von Postgegenständen des 14. Jahrhunderts. Der Block wird ergänzt durch die Darstellung einer Postkutsche und einer Inschrift, die auf die PRAGA '88 hinweist. Die künstlerische Gestaltung lag in den Händen des Malers und Graphikers Vladimír Kovářik und des Stechers Josef Herčik. Dem Block, der bereits 1986 in Vorbereitung der großen Schau erschien, folgten zahlreiche weitere Sondermarken und Blöcke. Für das Außenhandelsunternehmen ARTIA ist all das ein wichtiger Exportartikel, sind doch die künstlerisch gut gelungenen ČSSR-Postwertzeichen (ein Beispiel: Foto rechts) seit langem bei Sammlern in aller Welt gefragt. Die diesjährige Schau war bereits die vierte Welt-Briefmarkenausstellung, die in Prag stattfand. Zum Motto hatte man gewählt: „Briefmarken und Philatelie – Welt der Erkenntnisse und des Friedens". Insgesamt zeigten über 800 Sammler aus mehr als 60 Staaten Marken aus über 130 Ländern. Das Interesse an der Teilnahme überstieg um mehr als das Doppelte die realen Möglichkeiten, die durch verbindliche internationale Satzungen für derartige Weltausstellungen vorgegeben sind. Die Ausstellungsfläche in Prag erstreckte sich in verschiedenen Gebäuden auf insgesamt mehr als 4500 Quadratmeter. Neben den Sammlungen von Privatpersonen stellten 130 Postverwaltungen und mehr als 30 Postmuseen ihre Exponate zur Schau. Attraktion für die Besucher waren eine Blaue und eine Rote Mauritius – zur Verfügung gestellt von einem finanzkräftigen BRD-Sammler, der anonym bleiben wollte. Obwohl 1847 auf der Insel Mauritius je 500 Zwei-Penny-Marken in blauer Farbe und Ein-Penny-Marken in orange – in der Philatelie allgemein als Rote Mauritius bezeichnet – herausgegeben wurden, sind heute nur noch zwölf Exemplare der Blauen und vierzehn der Roten bekannt.

Marek Rabenalt

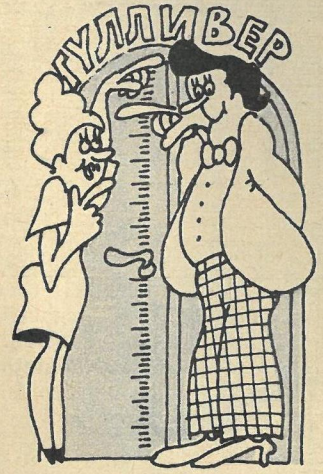
● Gut gesagt

Es gibt Zeitgenossen, die bereit sind, fast sämtliche Funktionen des menschlichen Denkens bis hin zum Schöpfertum, Robotern zu übertragen. Das aber würde uns zum Anhängsel der Maschine machen und unsere geistigen Bedürfnisse verkümmern lassen.

Oles Hontschar, UdSSR, Schriftsteller

● Am Rande

In Leningrad gibt es einen „Gulliver"-Klub. Wer hier Mitglied werden will, muß erst einen Größenmesser passieren. Mindestgröße für Herren sind 190 Zentimeter, für Damen 180. Der Klubvorsitzende selbst ist zwei Meter groß. – Von wegen der Übersicht!



● Persönliches

Eine sogenannte Mehrzweck-Wassermühle erbaute SERGEJ ALEXEJ aus dem Dorf Lipowez in Transkarpatien. Von einem kleinen Gebirgsbach angetrieben, hilft sie den Bewohnern beim Wäschewaschen und ähnlichen Verrichtungen.

Der pensionierte Filmvorführer BENEDOK KOZMA ist seinem einstigen Berufsmilieu bis heute treu geblieben. Mit seiner Sammlung von über 100 Filmprojektoren bewahrt er ein besonderes Kapitel der ungarischen Kino-Geschichte.

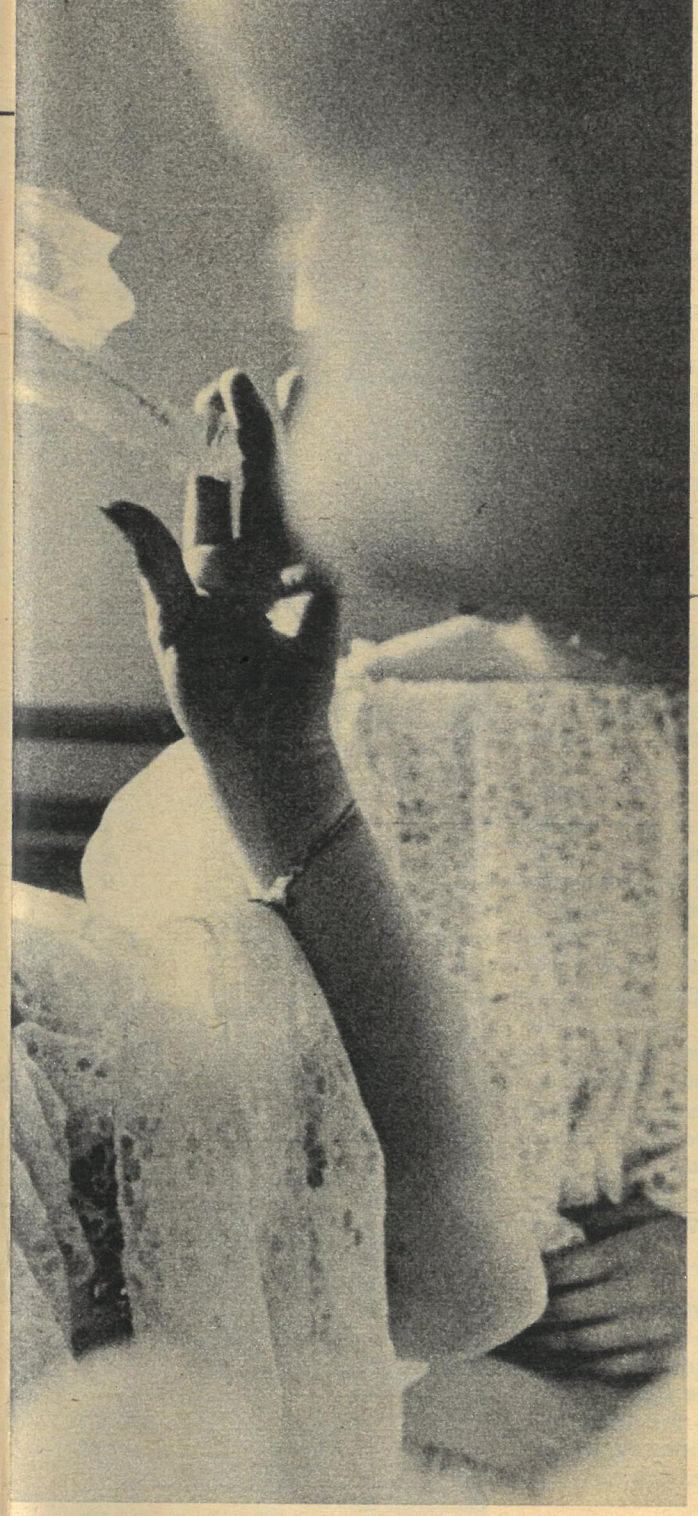
Von Generation zu Generation vererbte sich bei den Familien MADAMINOW und RASAKOW im usbekischen Andishan die Fertigkeit zum Bau reich verzierter Wiegen und Schaukeln. Ihre Werkstätten befinden sich in der Handwerkergasse.
RIMMA DEMANOWA, Ärztin aus Kalinin, verwandelte ihr Grundstück in einen wahren Wundergarten. Ihre Rosen blühen vom Frühjahr bis zum ersten Schnee. Prunkstück ist ein Apfelbaum, auf den 110 Sorten aufgepfropft wurden.

Redaktion: Gabriela Wehrmann; Fotos: N. Rücker, BTA, ZB/MTI, ZB/MONZAME, TASS/Kasanzew, Repros: Tschechoslowakisches Leben; Vignette: D. Schüler.

Zwischen Tüll und Taiga

Beobachtungen und Begegnungen in einer legendären fernöstlichen Stadt

Es war im Mai 1937, als die erste Gruppe von Mädchen an Land ging, sehnlich erwartet von Tausenden jungen Männern, die sich nun schon seit fünf Jahren damit abplagten, einen Industrieriesen mitten in die Taiga zu pflanzen. Aber leben heißt doch auch lieben. Und tanzen. Die Enkelinnen der Pioniere von einst jedenfalls setzen die Beine perfekt, und sie tun's in einem Ort, der mittlerweile 320 000 Einwohner zählt ... Momentaufnahmen aus Geschichte und Gegenwart einer jungen Stadt, eingefangen von FREIE WELT-Reporter Jürgen Geitner (Text) und Volkmar Billeb (Fotos) in Komsomolsk am Amur.



In Jahrmillionen hat er sich sein breites Bett gegraben. „Väterchen Amur“ nannten ihn liebevoll die Russen, „Schwarzer Fluß“ tauften ihn Mongolen und Tungusen, vom „Strom des Schwarzen Drachens“ sprachen ehrerbietig die Chinesen. Großartig auch die Landschaft, die er durchmißt: unendliche grüne Taiga, weite Ebenen, am Horizont die schneebedeckten Gipfel des Dshantucha-Gebirges.

Unter Rußlands armen Bauern gingen seit dem 17. Jahrhundert Legenden über den Amur von Mund zu Mund. Über die fruchtbaren schwarzen Böden an seinen Ufern sprach man, über Wälder voll von Wild, von riesigen Lachsen, die man mit den bloßen Händen greifen könne... „Je ärmer die Hütte, desto reicher die Träume“ heißt ein russisches Sprichwort aus jenen Tagen, und es waren tatsächlich die Ärmsten der Armen, die sich vor mehr als 120 Jahren aus Zentralrußland, von Tambow, Wjatka, Woronesh und Perm aus nach Fernost auf den Weg machten, um das gelobte Land zu suchen: ehemalige Leibeigene, Tagelöhner, verarmte Handwerker. Bereits diese ersten Besiedlungspioniere vollbrachten ungezählte, bisher ungeschriebene Heldentaten im Kampf mit der Natur. 8000 und mehr unwegsame Kilometer waren zu Fuß, mit Pferdekarren und auf Flößen zu überwinden. Zwei, mitunter drei Jahre dauerte der Treck, und mancher erreichte sein Ziel nie. Geboren, getraut, gestorben – in den Familiendokumenten wurde vermerkt „unterwegs“.

Allen Gewalten zum Trotz – am Amur und seinen Nebenflüssen wuchsen Siedlungen. Sieben Quadratkilometer Taiga durfte jeder Neuankömmling roden, so hatte es der Zar höchstpersönlich in einem Ukas erlaubt. Dort, wo der große Strom, weit im Norden schon, einen Bogen schlägt und zahlreiche Nebenarme bildet, entstand das Dorf Permskoje, dessen wenige Bewohner sich mit Holzschlagen für die Dampfschifffahrt, Postpferdehaltung, Fischfang und Ackerbau über Wasser hielten, ein ärmliches Leben nunmehr am „Ende der Welt“. Wer konnte ahnen, daß gerade an dieser Stelle des Riesenlandes die erste sozialistische Industrie-Großstadt jenseits des Ural aus dem Boden schießen sollte, nach ihren Bauleuten Komsomolsk genannt!

Zwischen Tüll und Taiga

Am Ufer des Amur erinnert ein roher Granitblock von doppelter Mannesgröße an die „Ersterbauer". 85 von ehemals 6000 leben noch in der Stadt. Alljährlich am 10. Mai treffen sie sich an dem Stein mit den Jungen von heute, um den Jahrestag ihrer Ankunft feierlich zu begehen. Der Zimmermann Michail Opoljew, 73 Jahre alt („Im Herzen bin ich Komsomolze geblieben!"), erzählt uns, wie es damals war.

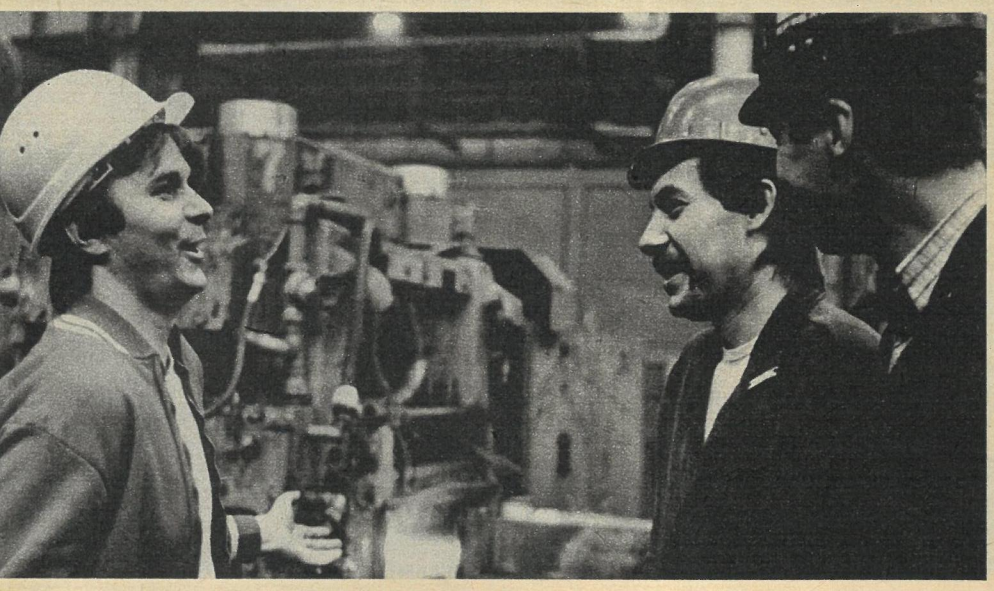
„Am 5. Mai 1932 machten wir uns mit unserer kleinen Flottille von Chabarowsk aus stromabwärts auf den Weg, das Dampfschiff ‚Komintern' mit dem Lastkahn ‚Clara Zetkin' am Schlepptau und ein weiteres Dampfschiff, die ‚Kolumbus'. Noch hatte der Winter nicht ausgespielt, die Schiffe bahnten sich mühselig einen Weg durch das Treibeis. Am fünften Tag tauchten am hohen Flußufer drei Dutzend Hütten und eine kleine Kirche auf, gleich am Wasser zwischen gewaltigen Eisschollen, die der Strom an Land geschwemmt hatte, lagen Fischfässer. Die alte Siedlung Permskoje, hier legten wir an, die ‚Kolumbus' zuerst, das war symbolisch, denn wir wollten ja Neuland entdecken. Ja, man mußte schon ein großer Optimist sein, um sich vorzustellen, daß in dieser unwegsamen Taiga in kürzester Frist eine Schiffswerft entstehen sollte. Doch zum Nachdenken blieb wenig Zeit. Die einen entluden die Schiffe, die anderen schlugen Zelte auf und pinselten die Namen ihrer Heimatorte drauf, Moskau, Kiew, Nishni Nowgorod..."

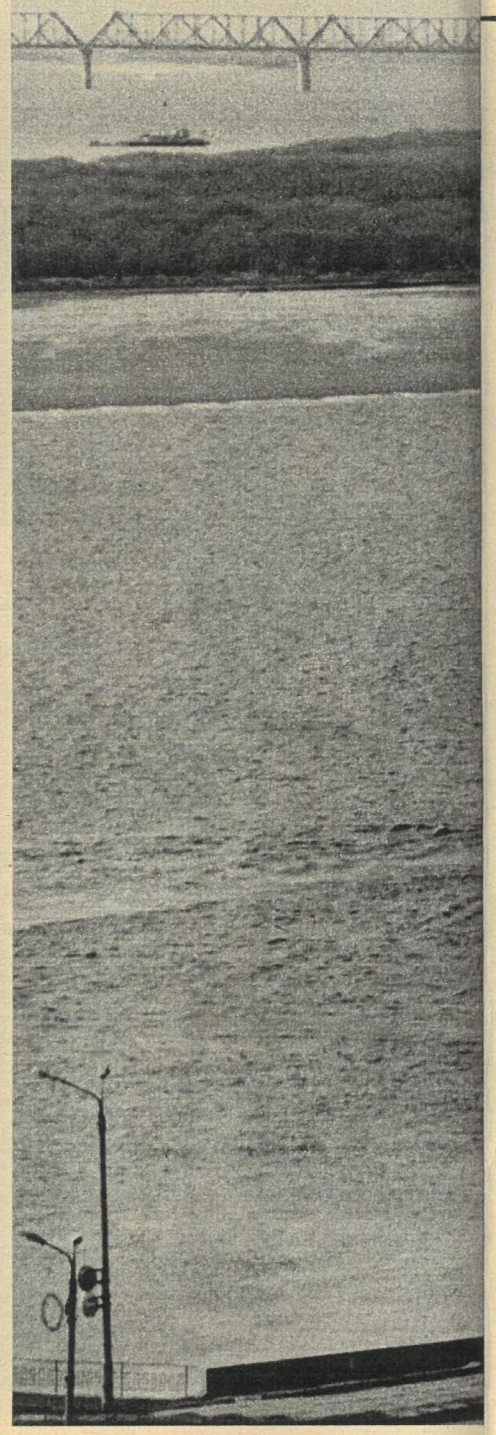
Später wohnten sie in Erdhütten, dann in mit Lehm abgedichteten Laubhütten, auch im Winter bei 30 bis 40 Grad minus, und froren mörderisch. Oft gab es nicht genug zu essen, die Brotrationen wurden genau abgewogen, manchmal fehlte wochenlang das Fleisch. Die Kleidung, in der sie gekommen waren, wurde bei der Waldarbeit bald zerfetzt, bestellte Sendungen mit dringend benötigten Versorgungsgütern trafen nicht ein, unvorstellbare Schwärme von Mükken erschwerten jeden Handschlag. Dennoch gaben nur wenige auf. Sie wußten, worum es ging, kaum einer, der den Beschluß des Rates der Volkskommissare aus dem Jahre 1930 nicht kannte, in dem es hieß: „Die fernöstliche Region mit ihren Naturreichtümern (Erdöl, Fisch, Wald, Kohle, Pelztiere, Gold) und ihrer geographischen Lage gewinnt in der gegenwärtigen Zeit für die politische und wirtschaftliche Entwicklung der UdSSR eine außerordentliche Bedeutung."

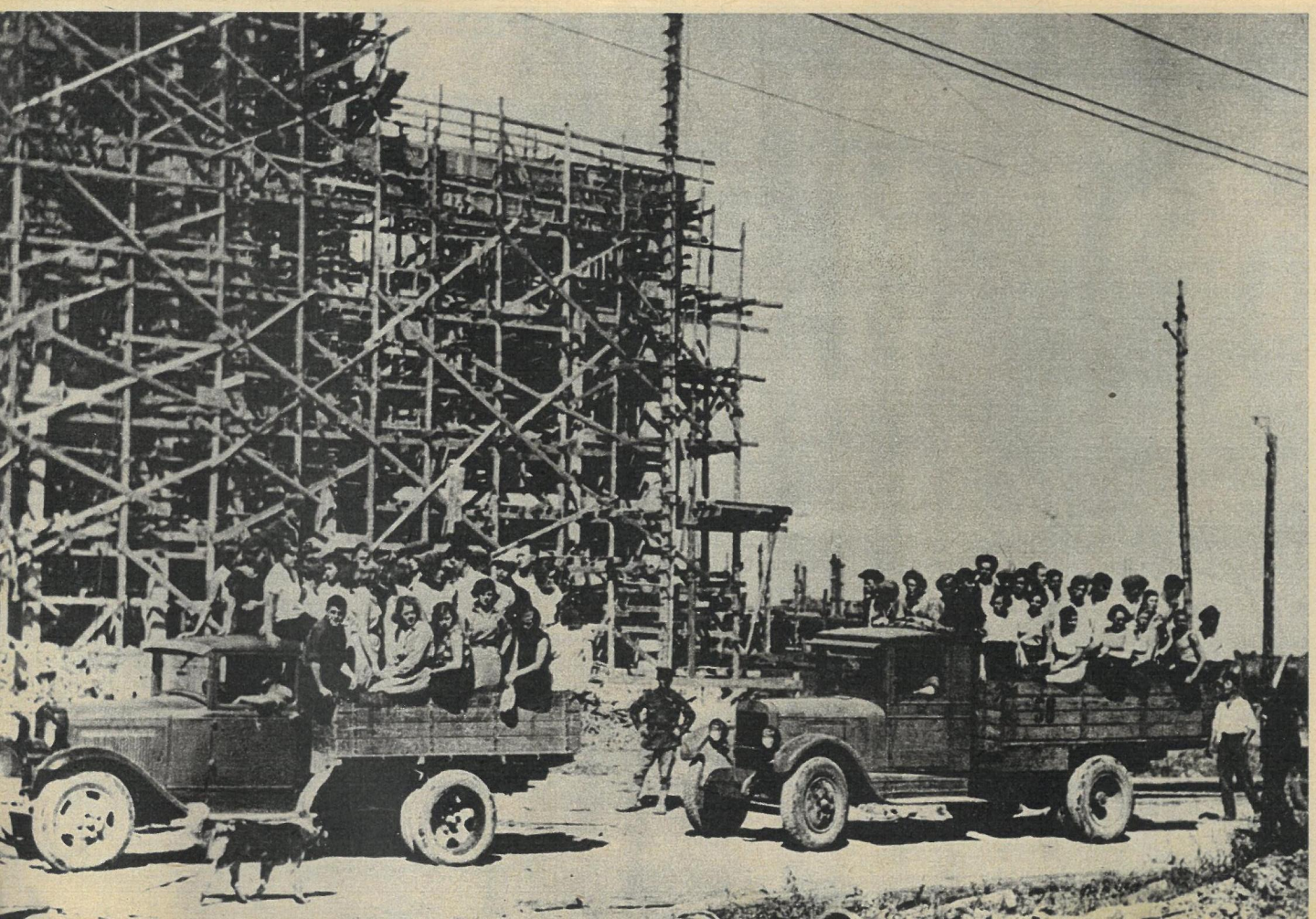
SOS: Frauen gesucht!

Immer umfangreicher wurden die Bauarbeiten. Ende 1933 riefen die Komsomolsker nach Verstärkung. Etwa 1000 junge Leute aus allen Teilen des Landes kamen nach Chabarowsk, um mitzuhelfen. Wie aber sollte man sie mitten im Winter an ihren Bestimmungsort befördern, wo es doch weder Eisenbahn noch Fernverkehrsstraße gab? Sie beschlossen, zu Fuß über den zugefrorenen Amur nach Komsomolsk zu ziehen, 360 Kilometer über das Eis! Das Tempo richteten sie so ein, daß auch die Schwächsten mithalten konnten. Die Vorhut bildeten die besten Skiläufer, sie bahnten den Nachfolgenden einen Weg durch den tiefen Schnee. Neben der Kolonne glitten Beobachter dahin, Nachhut war eine Gruppe kräftiger Burschen, denen die Witterungsunbilden nichts anzuhaben schienen. So marschierten sie zwei Wochen lang und erreichten alle das Ziel. Wie begeistert sie begrüßt wurden, bedarf keiner besonderen Erwähnung.

Nun befanden sich also gut 6000 in Komsomolsk, Männer unter sich, von ein paar Dutzend weiblichen Komsomolzen abgesehen, die bald erobert und vergeben waren. So konnte es nicht weitergehen. Schon hatten einige das Handtuch geworfen. Reisten ab, in Gegenden, wo neben verheißungsvollen Produktionsaufgaben auch verheißungsvolle Mädchenaugen lockten. Die Frage stellte sich deutlich: Entweder es kommen Mädchen her oder die Jungen ziehen weg! In dieser komplizierten Situation hatte, wen wundert's, eine Frau die rettende Idee und ging damit in die Annalen von Komsomolsk ein. Valja Chetagurowa, verheiratet mit einem Major der Roten Armee, schrieb im Jahre 1937 einen Brief an ihre ledige Freundin jenseits des Ural, der mit den Worten endete: „... also komm her. Hier wirst du gebraucht, es gibt Arbeit für dich – und mehr. Man kann hier gut leben." Die „Komsomolskaja Prawda" veröffentlichte das Schreiben und setzte damit eine Lawine in Gang. Aus allen







SKET-Anlagen für „Amurstahl", deutsch-sowjetische Walzergespräche (Foto links). – Auf dem Weg zur Arbeit, eine Aufnahme aus dem Jahre 1934 (unten). – Der Amur bei Komsomolsk, im Hintergrund die 1435 Meter lange BAM-Brücke (rechts oben).

Ecken und Enden des Landes reisten Frauen an. Es kam, wie es kommen sollte: Das erste Standesamt konnte sich des Ansturms der Heiratswilligen kaum erwehren. Plötzlich war Komsomolsk ein Ort geworden, in dem sich leben, weil lieben und Familie gründen ließ. Valja Chetagurowa sei Dank!

Licht und Schatten

1935 nahm das erste Werk seine Produktion auf. Bald liefen die ersten Schiffe vom Stapel, die ersten Flugzeuge wurden gebaut, und 1942 – mitten im Krieg – floß vorfristig der erste Stahl aus einem gewaltigen Hüttenwerk. Heute zählt Komsomolsk über 50 Betriebe, erzeugt mehr als ein Drittel der Industrieproduktion der Region Chabarowsk. Stahl und Hochseeschiffe, Aggregate für die IL 62 M, elektrische Brückenkrane, Produkte der Erdölverarbeitung und der Chemie, Gießereiausrüstungen, Lebensmittel und Holzerzeugnisse verlassen die Stadt. Bei „Amurstahl" nahm Ende vorigen Jahres ein mit DDR-Anlagen ausgestattetes hochmodernes Feinstahl- und Drahtwalzwerk seine Arbeit auf, die projektierte Leistung von 500 000 Tonnen jährlich hat es bereits erreicht. Weitere Betriebe sind im Entstehen, ein drittes Wärmekraftwerk, drei Plattenwerke, ein Möbelkombinat, Dienstleistungseinrichtungen. Nicht zu vergessen: Komsomolsk ist Endstation der BAM, der Baikal-Amur-Magistrale.

So weit, so gut, aber ist Komsomolsk auch eine Stadt für Menschen gemacht, in der man sich wohl fühlen kann? Für Michail Opoljew keine Frage. Die heroischsten Abschnitte seines Lebenslaufes, sein ganzes bewußtes Leben sind mit der Stadt verbunden, er liebt sein Komsomolsk. Doch es gibt da auch noch eine Statistik, die besagt, daß auf 17 000 bis 18 000 Neueintreffende jährlich 7000 bis 8000 kommen, die ihre Koffer packen und weggehen. Und das, obwohl der Lohn anderthalbmal so hoch ist wie in zentralen Gegenden plus fünf Jahre lang pauschale Zuschläge von 10 Prozent. Die hohe Fluktuation hat etwas mit der „Vernachlässigung der sozialen Sphäre" zu tun, wie es in der sowjetischen Öffentlichkeit heißt. Seit dem XXVII. Parteitag der KPdSU wird diesem Problem, das auch viele andere Städte und Regionen des Landes vor allem in Sibirien und im Fernen Osten betrifft, verstärkt Aufmerksamkeit geschenkt...

Komsomolsk, so erklärte uns Stadtparteisekretär Choroschilow, sei rasend schnell gewachsen, um die Fabriken herum, immer kamen zuerst die Werke, die nun fast in der City stünden, und daraus ergäben sich eine Menge Sorgen. Wohnungsbau, stabile Energie- und Wärmeversorgung, Nahverkehr, Dienstleistungen, ausreichendes Warenangebot, nicht zuletzt auch aus der landwirtschaftlichen Produktion, das sind Dinge, mit denen sich die Stadtväter vorrangig zu beschäftigen haben. Und alles muß auf Zuwachs berechnet sein. 1990, so schätzt man, wird es 400 000 Einwohner geben, für später werden sogar Zahlen zwischen 500 000 und 700 000 genannt. Komsomolsk als Industriezentrum des Fernen Ostens ist noch längst nicht am Ende seiner Entwicklung.

Komsomolsk bleibt eine Herausforderung für die Jugend – ganz im Sinne der Ersterbauer. Zwischen 2000 und 4000 Komsomolzen kommen heutzutage pro Jahr mit einem Auftrag ihres Jugendverbandes in der Tasche hier am Amur an. Der Komsomol hat seine Stadt nicht aus den Augen verloren.

Zusatzfotos: Archiv

Michail Opoljew, Altkomsomolze und „Ersterbauer"

● Hüftgelenkprothesen aus Keramik ● Vom Material

Die gute alte Keramik, aus der Menschen schon vor Jahrtausenden Gefäße formten, avancierte in den beiden letzten Jahrzehnten zu einem beinahe universellen Werkstoff insbesondere für die Hochtechnologien. Am spektakulärsten sind wohl gegenwärtig die Forschungen zum Keramikmotor für Autos. Was macht die Keramik gleichermaßen attraktiv für Haushalt und Industrie?

Vom Schmalztopf bis zum Sanitärporzellan weiß wohl ein jeder Vorzüge von Haushaltskeramik zu nennen. In der Technik findet Keramik unter anderem wegen ihrer Härte, ihrer guten mechanischen Eigenschaften auch bei hohen Temperaturen und ihres geringen Eigengewichts vielfältig Verwendung. In anderen Fällen nutzt man ihren hohen elektrischen Widerstand oder ihre Resistenz gegen viele aggressive Medien. Der Nachteil ist auch allgemein bekannt: Keramik ist spröde und damit bruchanfällig. Die weite Verbreitung in den letzten Jahren verdankt sie vor allem ihrer stofflichen Vielfalt. Dabei lassen sich die verschiedensten Eigenschaften durch moderne Herstellungstechnologien beinahe wunschgemäß variieren. Bleiben wir bei dem von Ihnen genannten Beispiel, dem Einsatz von Keramik in Verbrennungsmotoren. In den 90er Jahren wird zum Beispiel die Ausnutzung der Energie von Verbrennungsgasen durch Turbolader zum Grundniveau fortgeschrittener Fahrzeugtechnik gehören. Für den Aufbau von Turboladern besitzen dünne Keramiken hervorragende Eigenschaften. Noch weitgehender ist das Konzept des Einsatzes von Gasturbinen unter Verwendung keramischer Werkstoffe als Antrieb für PKW. Gelingt es, hoch beanspruchte Baugruppen von Verbrennungsmotoren durch Keramik zu ersetzen, so könnte man bei weitaus höheren Betriebstemperaturen deren Effektivität erheblich steigern. Das bedeutet einen geringeren Kraftstoffverbrauch bei Wartungsfreiheit, Einsparung der Kühlung und Schmierung. Die USA wollen bis zur Jahrtausendwende durch den Einsatz solcher neuen Werkstoffe ihre Erdölimporte ablösen. Auch in der DDR hat man übrigens das erste Modellmuster eines 50-ccm-Otto-Motors auf Keramikbasis gebaut. Ein Versuch, den ich allerdings wegen der fehlenden Basis in Technik und Technologie solcher Spezialkeramiken für verfrüht halte.

Entscheidend für eine breite Anwendung alter sowie neuer Werkstoffe ist ja immer ihre Verfügbarkeit. Dabei sieht die Rohstoffsituation für die Fertigung von Keramik doch wohl relativ günstig aus. Welches sind ihre wichtigsten Bestandteile, und wo liegen die Probleme bei der Herstellung?

Basis für die verschiedenartigen Keramiken sind die gut verfügbaren Elemente Silizium, Aluminium, Stickstoff, Sauerstoff und Kohlenstoff. In der Ingenieurkeramik kommen vorrangig Metallnitride, -karbide und -oxinitride zum Einsatz. Schwieriger ist es schon, das relativ seltene Element Lithium zu gewinnen. Doch man hat jetzt chemische Verfahren entwickelt, mit denen man es aus Tiefenwasser extrahieren kann. Dies fällt zum Beispiel bei der Erdgasproduktion im Raum Salzwedel an. Das große Problem bei der Herstellung von Keramiken durch kombinierte Preß- und Sintervorgänge bei etwa 2000 Grad Celsius ist die notwendige hohe Reinheit und die homogene Korngröße der Ausgangsstoffe. Gefragt sind winzige Kügelchen mit einem Durchmesser von etwa 30 bis 1000 Nanometer. Das ist im Maximum weniger als ein Hundertstel der Stärke des menschlichen Haares. Dafür haben Chemiker Verfahren der Gassynthese bzw. Plasmazerstäubung mit anschließender Kondensation entwickelt. Nur wer diese komplizierte Submikrometer-Technologie beherrscht, kann Keramiken für konstruktive Anwendungen mit einer thermischen Belastbarkeit bis etwa 1600 Grad gewinnen. Aus ihnen kann man dann Hochleistungsbohr- und Schneidwerkzeuge, aber auch stark belastbare Teile von Flugzeugtriebwerken oder die Außenhaut von Weltraumraketen fertigen.

Einen Krug kann man so lange zum Brunnen tragen, bis er bricht, besagt ein altes Sprichwort. Die Archäologen wissen ein Lied vom mühsamen Zusammenfügen alter Scherben zum Zwecke der Vergangenheitsfindung zu singen. Was kann man tun, um den gefürchteten Bruch bei Keramiken zu vermeiden?

Nun, den schon zitierten Schmalztopf wird man wohl bei Defekten weiterhin durch einen neuen ersetzen. Doch in der Technik gibt es auch andere Möglichkeiten, die manchmal geradezu paradox erscheinen. Ein modernes Verfahren erinnert mich an folgenden alten Witz: Bei Testflügen eines neukonstruierten Flugzeugs brechen bei bestimmter Geschwindigkeit immer wieder die Flügel ab. Als die einschlägigen Koryphäen des Landes an dem Problem scheitern, folgt man schließlich fast hoffnungslos dem Ratschlag einer alten Toilettenfrau. Sie empfiehlt, entlang der gefährdeten Stelle in regelmäßigen Abständen Bohrungen anzubringen. Wider allen Erwartungen brechen daraufhin die Flügel nicht mehr ab. Von den Experten ob ihrer verblüffenden Sachkenntnisse bestaunt, gibt die Frau zu bedenken, ob man je erlebt habe, daß Toilettenpapier dort reißt, wo es perforiert ist.“ Doch nun vom Witz zur Realität. Um die Bruchfestigkeit zu erhöhen, erzeugt man in manchen Keramiken gezielt Mikrorisse. Entsteht ein unerwünschter Riß im Werkstoff, so kann sich dieser nur so weit ausdehnen, bis er auf einen Mikroriß trifft. Dort wird der Rißspitze die Energie entzogen. Eine andere Möglichkeit, Bruch zu vermeiden, ist die Einlagerung elastischer Fasern in die Keramik. Doch gelang es auch, aus wissenschaftlichen Erkenntnissen über die Feinstruktur dieser Werkstoffklasse gezielt Technologien für die Reduzierung der Bruchanfälligkeit abzuleiten. Besonderes Augenmerk wurde dabei auf die Qualität der Oberfläche der Keramik gelegt. Dort auftretende Störungen sind oft Ausgangspunkte von Rissen. Für wieder andere Anwendungen sind insbesondere der Keramik-Metallverbund oder die Beschichtung von Materialien mit Keramik besonders effektiv, um die Sprödbruchanfälligkeit zu begrenzen.

Sie nannten schon eine Reihe von Einsatzfällen für hochveredelte Keramik. Sicher kann man hier keinen annähernd vollständigen Überblick auch nur zu einer Anwendungsgruppe geben. Würden Sie uns zumindest einige der markantesten Anwendungen für diese Werkstoffgruppe in Medizin und Technik nennen?

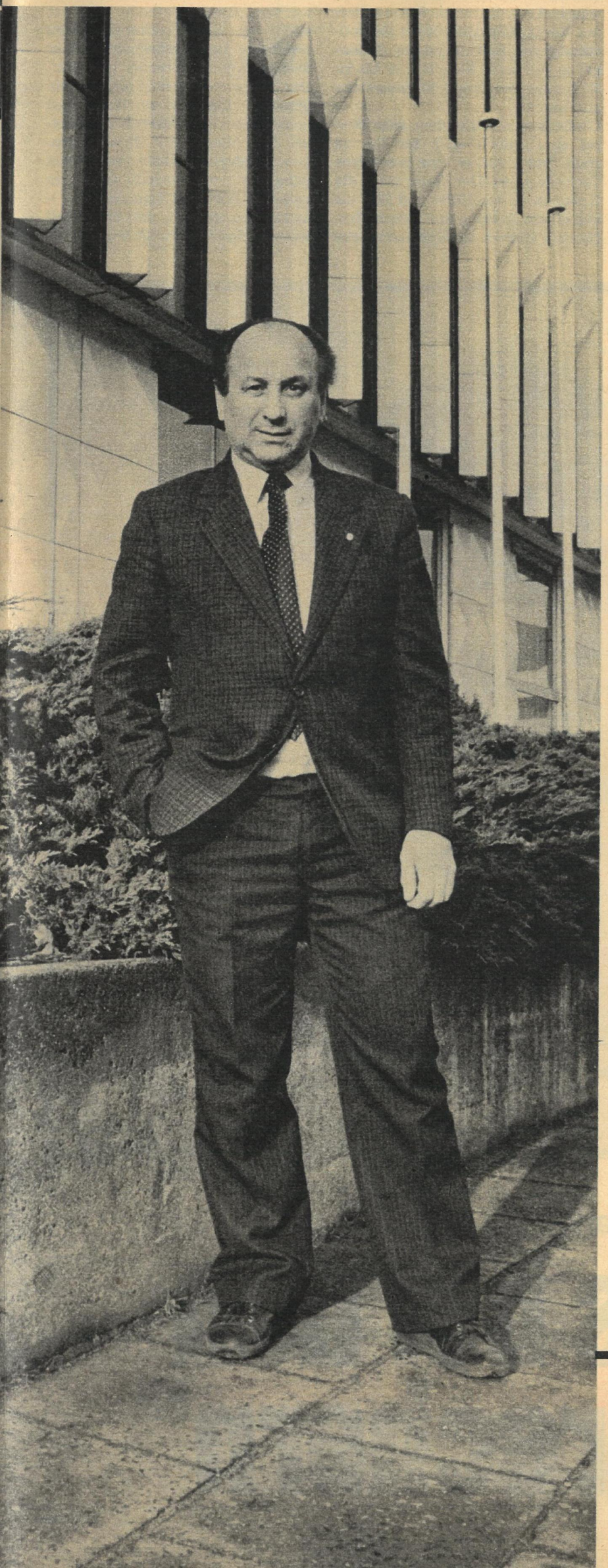
Im Gesundheitswesen sind Keramiken – ähnlich der großen Gruppe der polymeren Werkstoffe – für viele Patienten zu wahren Segensspendern geworden. So kann man zum Beispiel aus Glaskeramik Implantate fertigen, die bei manchen Verletzungen der Augenlinse das Sehvermögen retten. Bekannter und weiter verbreitet ist die Hüftgelenkprothese aus Keramik, die im VEB Kombinat Keramische Werke Hermsdorf produziert wird. Auch aus Aluminiumoxid besteht eine Prothese, mit der man Kniegelenkverletzungen beheben kann. Sie wurde in den letzten zehn Jahren bei 300 Patienten in der DDR eingesetzt. Bisher traten keine Ausfälle auf. Weiterhin kommen Keramiken bei Zahnimplantaten zum Einsatz, sie können zudem defekte Gehörknöchelchen ersetzen und helfen bei rheumatischen Erkrankungen von Finger- und Fußgelenken. Erfolgreich arbeiteten Wissenschaftler des Kombinats Keramische Werke Hermsdorf, der Medizinischen Akademie Erfurt und der Freiberger Bergakademie bei Kiefernimplantaten zusammen. Mit solchen Implantaten ist es möglich, schwere Kiefernschäden nach Verkehrsunfällen plastisch auszugleichen. Etwa 6000 derartige Verletzungen werden pro Jahr in unserem Land registriert. Die Anwendung von Keramik in der Medizin soll durch gemeinsame Forschungen im RGW-Maßstab künftig stark ausgebaut werden.

In der Technik ist der Einsatz von Keramik nahezu unübersehbar. Seit über 100 Jahren wird sie als hitzebeständiger guter Isolator verwendet. Auch wenn sie bei Lichtschaltern und Steckdosen durch Plaste ersetzt wurde, wird man Keramik wohl auch zukünftig an jeder Hochspannungsleitung finden. Wie groß die Variationsbreite der Ei-

Akademiemitglied Professor Dr. Lothar Michalowsky, Jahrgang 1935, ist ein Spezialist für keramische Werkstoffe. Er studierte an der Friedrich-Schiller-Universität Jena Physik und wirkte mehrere Jahre als Direktor für Forschung und Entwicklung im Kombinat Keramische Werke Hermsdorf. Seit 1986 leitet Professor Michalowsky den Wissenschaftsbereich Keramische Werkstoffe an der Bergakademie Freiberg. Seine Forschungsergebnisse zum Einsatz von Keramik in Technik und Medizin schlugen sich in rund 50 Patenten nieder.

Auf ein Wort, Herr

aus der Steinzeit zum Werkstoff in Haushalt und Industrie



genschaften keramischer Werkstoffe ist, beweist die Vielfalt der entwickelten Werkstoffe mit teilweise extremen Kennwerten. Neue Keramiken besitzen beispielsweise einen hohen elektrischen Widerstand und gleichzeitig die thermische Leitfähigkeit von Kupfer, Silber und Gold. Da manche Keramiken je nach Temperatur, Druck, Helligkeit und anderen Einflüssen der Umgebung ihre elektrische Leitfähigkeit ändern, dienen sie auch als Meßfühler. Solche Sensoren arbeiten zuverlässig bei der Rauchgasanalyse in Kraftwerken. Sie ermöglichen es weiterhin, bei hohen Temperaturen in Öfen den Sauerstoffgehalt im Brennraum zu bestimmen. Völlig neu und unerwartet ist die Hochtemperatur-Supraleitung bis zu Temperaturen des flüssigen Stickstoffs, wie sie an keramischen Mehrkomponentensystemen vor wenigen Monaten gefunden wurde.

Damit sprechen Sie den Einsatz der Keramik bei einer im Kommen begriffenen Hochtechnologie an. Doch auch bei etablierten Spitzentechnologien wie der Lasertechnik und der Mikroelektronik kann man auf diesen vielseitigen Werkstoff nicht mehr verzichten. Wo liegen hier die Schwerpunkte?

Auf Grund ihrer optischen Eigenschaften dienen Keramiken beispielsweise als Farbträger bei Fernsehern und sind wichtiger Bestandteil bei der Herstellung moderner Festkörperlaser. Zu Hochdruckdüsen und Schneidwerkzeugen geformt, können Keramiken in manchen Fällen die Standzeit von Werkzeugen auf das 500fache erhöhen. Auch in der Mikroelektronik nimmt der Einsatz von Keramiken zu. Hier dient Aluminiumoxid unter anderem als isolierender Träger bei Hochleistungsschaltkreisen und kommt auch bei Hunderten von Millionen Bauelementen als Gehäusewerkstoff zum Einsatz. Mein spezielles Forschungsgebiet sind Spezialkeramiken mit leistungsfähigen magnetischen Eigenschaften. Solche Werkstoffe finden wir in Hi-Fi-Lautsprechern und in der Videotechnik. Sie sind aber auch beim Bau von elektrischen Schrittmotoren und zur Steuerung von Robotern sehr effektiv. All diese Beispiele reflektieren nur einen kleinen Ausschnitt des vielfältigen Einsatzes von hochveredelter Keramik. Natürlich kann dieser Werkstoff nicht alles. Doch sinnvoller und gezielter Einsatz macht sogar im Haushalt kleine „Wunder" möglich. Oder wußten Sie, daß es in der modernen Einhebel-Mischbatterie eine unscheinbare Keramikdichtung zustande bringt, daß Sie so leicht Wassermenge und Mischungsverhältnis von Kalt- und Warmwasser gleichzeitig regulieren können?

Sie sprachen soeben eigene Arbeiten an. Würden Sie uns bitte einen Schwerpunkt der Forschungen an dem von Ihnen geleiteten Wissenschaftsbereich der Bergakademie erläutern? Wie sind diese Bemühungen international abgestimmt und integriert?

Trotz der einfachen Ausgangsstoffe für Keramiken sind die hochveredelten Endprodukte oftmals sehr teuer. Das liegt insbesondere an der dafür notwendigen ausgefeilten Herstellungstechnologie. Wir erwähnten schon die Reinheit und Korngröße der Ausgangsmaterialien. Unterlaufen schon in diesem Stadium Fehler, so hat das gravierende Auswirkungen auf die Qualität des Endproduktes. Oder anders ausgedrückt: Wenn wir die Basistechnologien nicht beherrschen, ist ein Großteil des Hergestellten unbrauchbar. Deshalb bemühen wir uns an der Bergakademie darum, die Qualität der Ausgangspulver zu verbessern. Wir streben homogene, dichte Kugelpackungen im Verdichtungsprozeß an, die im thermischen Prozeß der Werkstofferzeugung eine hohe Sinterdichte erlauben. Recht erfolgreich war unser Weg gemeinsam mit Kollektiven der sozialistischen Industrie bei der Herstellung von dichtem Aluminiumoxid und Siliziumkarbid.

Man muß hier feststellen, daß das hohe Entwicklungstempo die internationale Arbeitsteilung herausfordert. Im Mittelpunkt der Forschungskooperation steht dabei die Zusammenarbeit mit sowjetischen Instituten in Kiew, Riga und Moskau, aber auch mit Einrichtungen der Volksrepublik Polen in Kraków und der ČSSR in Prag. Die bestehenden Vereinbarungen betreffen dabei die Arbeitsteilung bei der Entwicklung spezieller Rohstoffe, die Entwicklung neuer Technologien und Ausrüstungen bis zur Standardisierung von Erzeugnissen und Prüfverfahren. Besondere Anstrengungen gelten gegenwärtig der erweiterten volkswirtschaftlich effektiven Anwendung von Keramiken in den genannten Ländern.

Interview: Utz Hoffmann

Foto: Volker Hohlfeld

Professor!

Da, sieh mal weiter nach links. Hoch oben am azurblauen Himmel über den weißbepuderten Gipfeln des kaukasischen Zentralkamms erscheint ein kleiner dunkler Punkt. Langsam wird er größer, die dunkle Silhouette hebt sich nun immer deutlicher ab. Lange brettartige Flügel sind zu erkennen – ein Steinadler oder Gänsegeier? Nein, jetzt ist der wie ein Keil spitz zulaufende Schwanz gut zu erkennen, unverwechselbar handelt es sich um einen Bartgeier...

Viele Ornithologen beneiden mich wegen dieser Beobachtungen, denn der Bartgeier ist sehr selten geworden in Europa. Der Laie hält ihn meist nicht für eine Geierart. Bei diesen Vögeln denkt man immer gleich an lange schlangenartige, unbefiederte Hälse. Obwohl er eher einem Adler ähnelt, ist der Bartgeier aber ein echter Altweltgeier, charakteristisch seine besondere Lebensweise. Wenn von einem toten Tier nur noch das Skelett übrig ist, dann kommt der Bartgeier zu seinem Recht. Er ernährt sich überwiegend von Knochen. Seine scharfen Verdauungssäfte lösen sie vollständig auf. Er kann seinen Schnabel so weit aufreißen, daß er bis zu 30 Zentimeter lange Rippenstücke abschluckt.

Große Schenkelknochen oder Wirbel sind jedoch auch für ihn zu groß. Dafür hat er eine besondere Technik parat. Der Geier trägt die Knochen in die Höhe und läßt sie auf einem Felsplateau zerschellen. Danach können die Knochenstücke mühelos von ihm aufgenommen werden. Diese Methode nutzt er auch, um Schildkrötenpanzer zu zerstören. Im Spanischen wird er deshalb Knochenbrecher genannt.

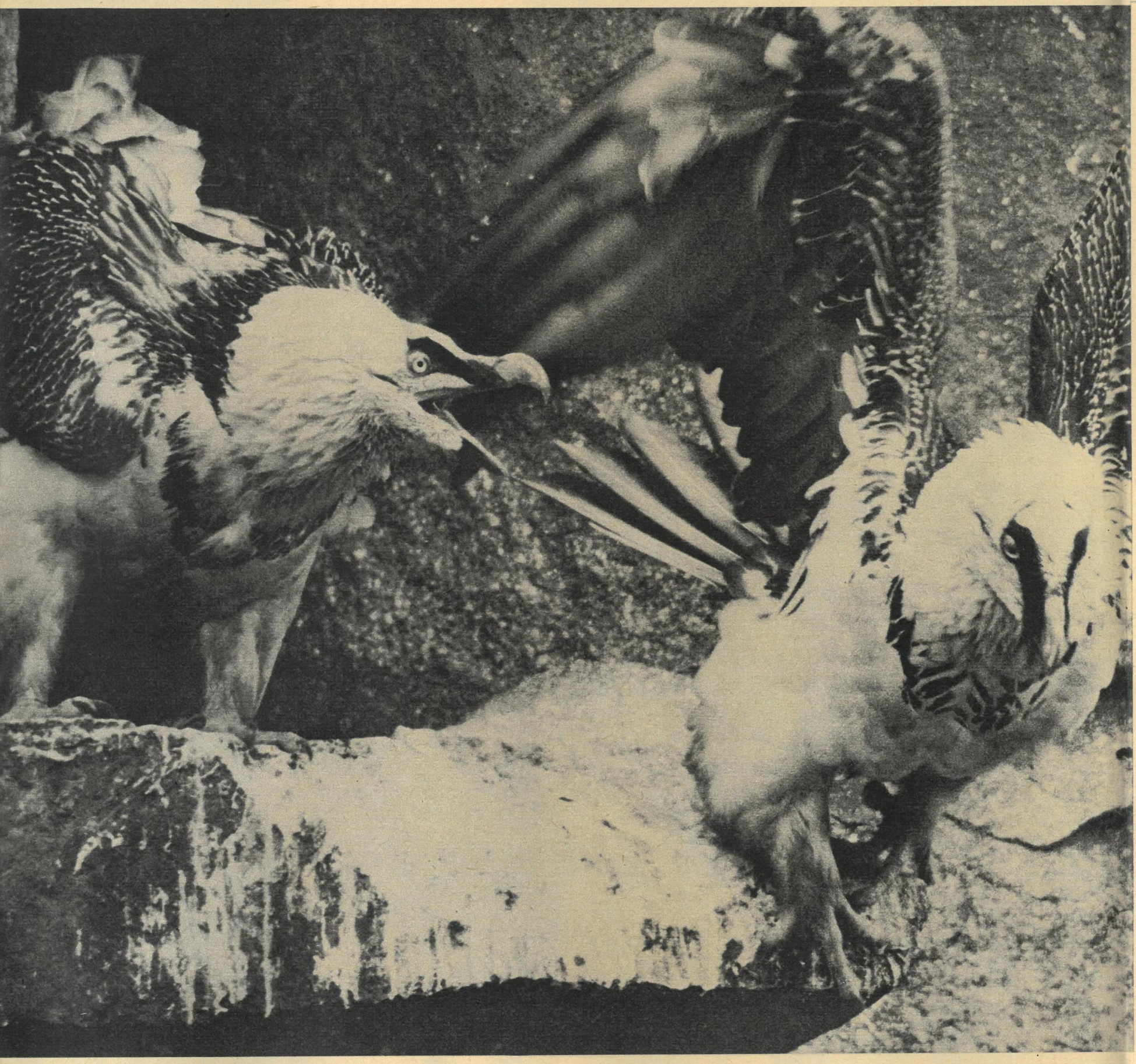
Der Bartgeier, einst in allen Hochgebirgen Europas zu Hause, ist heute leider fast überall ausgerottet. Der Aberglaube, dieser harmlose Aasfresser reiße vor allem Schaflämmer – deshalb auch sein anderer Name „Lämmergeier" – hatte dazu geführt, daß er überall erbarmungslos verfolgt wurde. Un-

Ein Jungvogel – 12 Tage alt.

Seltener Zuchterfolg im Berliner Tierpark

Nachwuchs bei den „Knochenbrechern"

Nachwuchs bei den „Knochenbrechern“



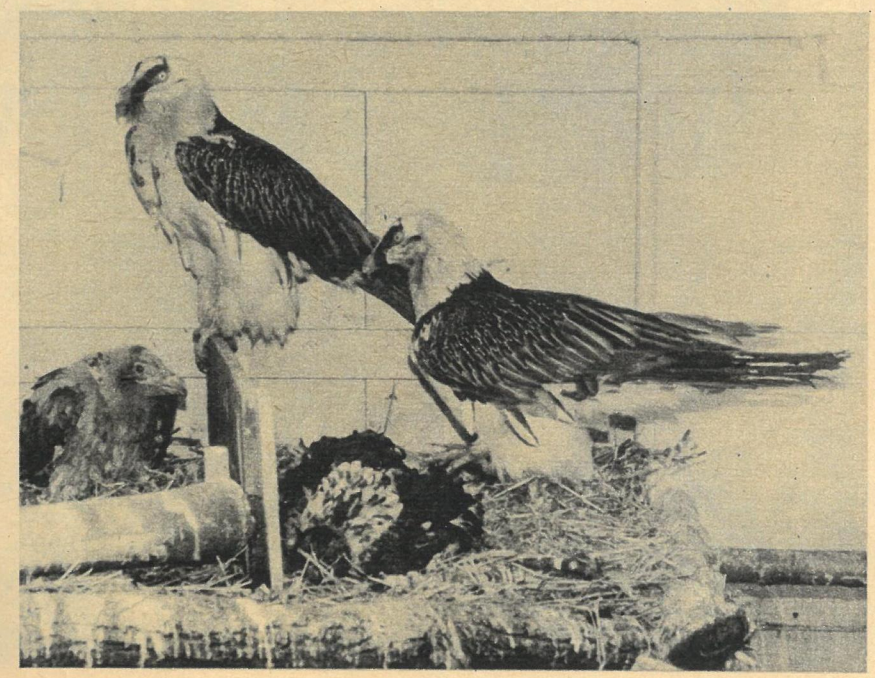
ser heutiges Wissen über diesen interessanten Vogel brachte zwar Aufklärung, aber für viele Gebiete seiner einstigen Heimat zu spät. Nur in Spanien und im Kaukasus gibt es noch kleine Restpopulationen. So entstand vor etwa 10 Jahren die Idee, alle Bartgeier, die sich in Tiergärten oder in Privathand befinden, für ein Zuchtprogramm zu nutzen und die geschlüpften Jungvögel wieder in den Alpen anzusiedeln. Viele Fachleute bezweifelten jedoch den Erfolg einer solchen Aktion.

Inzwischen sind die ersten Aussetzungen erfolgreich verlaufen – es gibt wieder Bartgeier in den Alpen. Der Tierpark Berlin schloß sich den Bemühungen um die Zucht der Geier an. Wir hatten unsere Bartgeier vor Jahren aus der Sowjetunion bezogen. Unsere „Paare“ bemühten sich zwar um Balz und Nestbau, doch sie legten nie Eier. Eine neue Methode zur Geschlechtsbestimmung – Bartgeier männlich und weiblich sind äußerlich nicht voneinander zu unterscheiden – brachte da Abhilfe. Die Vögel wurden narkotisiert, und mit einem 2 mm starken Endoskop konnten wir die Geschlechtsorgane identifizieren. Schnell entdeckten wir unseren Irrtum: Wir hatten jahrelang immer wieder männliche Bartgeier zusammengesetzt, die sich wie ein „Paar“ benahmen. Das änderten wir schnell, und nun lief alles zu unserer Zufriedenheit. Ab Mitte November balzte das echte Paar intensiv und baute stundenlang am Horst herum. Da Bartgeier Winterbrüter sind, mußte das Nest dick ausgepolstert werden. Die Vögel nehmen dafür mit Vorliebe Tierhaare. Die Freivogelpfleger sammelten deshalb große Mengen Kamelwolle. Als wir die Wolle den Bartgeiern in die Voliere gaben, gerieten sie geradezu in Bauekstase.

Laute zwitschernde Stimmen, die man den etwa 5 bis 7,5 Kilogramm schweren Vögeln gar nicht zutraut, kündeten bald von der Hochzeit. Gerade als es anfing kalt zu werden, am 26. Dezember, lag das erste Ei im Nest, nach 7 Tagen folgte das nächste. Bartgeiereier sind wunderschön rotbraun marmoriert. Unser Paar harmonisierte wunderbar miteinander. Das Weibchen brütete, und das Männchen schaffte Nahrung an den Horst und löste zudem seine Partnerin zwei- bis dreimal am Tage bei der Brut ab. Nach fast zwei Monaten – genau nach 56 Tagen – löste sich unsere Spannung.

Morgens saß das Weibchen sehr hoch im Nest und lockerte ständig die Nistmulde auf – ein Jungtier war geschlüpft. Nach zwei Tagen versorgten die Altvögel das Junge – alles verlief planmäßig. Doch nun begann für uns auch das Problem – das zweite Ei. Bartgeier gehören zu den Vögeln, denen ein besonderes Verhalten in der ersten Lebenszeit eigen ist. Das stärkere Jungtier tötet das zweite, um eine Woche jüngere schon ein bis zwei Tage nach dessen Schlupf. Dieses Verhalten wird auch „Kainismus" genannt. Es ist allen Bartgeiern angeboren. Das zweite Ei stellt also nur eine Art Reserve dar – falls aus dem ersten Ei kein Jungvogel schlüpft. In der Natur haben die Altvögel meist nur Nahrung für ein Junges. Wir wollten das zweite aber retten – also mußten wir es kurz vor seinem Schlupf aus dem Nest nehmen. Die Entnahme wurde von unseren Tierpflegern ganz behutsam vorgenommen, um den Jungvogel im Nest nicht zu gefährden.

Genau sieben Tage, nachdem der erste Junggeier das Licht erblickte, ist der zweite in der Brutmaschine bei mir zu Hause geschlüpft. Nach vierundzwanzig Stunden meldet lautes Betteln aus dem Brutschrank, daß der kleine Kerl nach Nahrung verlangt. Junge Mäuse werden abgezogen und im Mixer zu Fleisch-Knochenbrei verarbeitet. Die Knochenfresser der Zukunft sind in ihren ersten Lebenstagen sehr empfindlich gegen zu grobe Nahrung. Also wird der Brei dem Jungvogel mit einer Art „Tortenspritze" portionsweise in den Schnabel befördert. Der kleine Kerl ist lieb und nett, hält die ganze Familie auf Trab. Nur wenn ich ihm das Mikrophon mit einer schwarzen Schaumgummikappe vorhalte, um seine Stimme aufzuzeichnen, wird er urplötzlich bösartig. Mit weit aufgerissenem Schnabel schlägt er nach dem Mikro. Ziehe ich die schwarze Kappe ab – das Mikro glänzt jetzt metallisch –, ist alles vorüber. Da dämmert es bei mir: Der schwarze Mikrophonschutz ist identisch mit dem schwarzen Kopf eines jungen Bartgeiers, also den Nestgeschwistern, und der



Ausgewachsen: Bartgeier in ihrem Tierpark-Milieu (links).
Oben: Der Nachwuchs wird liebevoll betreut.
Unten: Der Zweitgeborene (links) wieder im Nest.

muß bekämpft werden. Ein schwarzer Wollsocken, über meine Faust gezogen, erfüllt den gleichen Zweck – der Jungvogel hackt wütend auf mich ein. Das heißt, wenn man die schwarzen Flaumfedern weiß färbt, müßte es gehen. Experiment: Der Bartgeier bekommt eine weiße Mütze aus Stoff mit Löchern für die Augen und Schnabel, und siehe da – das Spiegelbild interessiert ihn nicht. Mütze ab, und er bekämpft sein eigenes Bild. Da ich aber nichts riskieren will, ziehe ich den Jungvogel weiter mit der Hand auf. Er gedeiht prachtvoll – der erste im Nest ist natürlich immer etwas weiter in seinem Wachstum.

Nach 90 langen Tagen, ohne Familienausflug usw., denn drei bis fünf Mal will unser neues Familienmitglied gefüttert werden – er ist nun schon 4,5 Kilogramm schwer –, hat sich etwas in seiner Entwicklung geändert. Sein Kopf hat nun die Schwarzfärbung verloren. Es ist soweit! Von unseren Kollegen aus dem Alpenzoo Innsbruck wissen wir, daß mit 90 bis 110 Tagen beim jungen Bartgeier der „Kainismus" erlischt.

Damit der Jungvogel sich nicht zu sehr auf den Menschen prägt, mußte er nun wieder in das Nest seiner Eltern zurück. Aus Sicherheitsgründen bauten wir ein hohes Brett in die Mitte des Horstes, damit sich beide nicht doch noch bekämpfen könnten. Nach genau 93 Tagen war unser Jungvogel wieder im heimischen Nest. Die Eltern schauten zwar etwas irritiert, versorgten den Neuling aber vom ersten Tag an genausogut wie den Erstling. Schon nach 120 Tagen überkletterte der ältere Junggeier die Absperrung. Die Jungvögel vertrugen sich prima. Nach viereinhalb Monaten waren sie flugfähig – unsere Mühe hatte sich gelohnt. Wir hatten zwei vom Aussterben bedrohte Geier großgezogen. Auch unseren Freunden im Moskauer Zoo, mit denen wir in Sachen Greifvögel ständig korrespondieren, glückte inzwischen die Aufzucht von Bartgeiern.

Die Nachricht von unserem Zuchterfolg hatte sich schnell herumgesprochen. Es fehlte nicht an Gratulanten. Als Professor Dathe bei einem Aufenthalt in Österreich die Unterstützung für das Projekt der Wiederbesiedlung der Alpen mit Bartgeiern durch unseren Tierpark zusagte, war die Freude groß. In den nächsten Tagen nun wird einer der Berliner Bartgeierjungvögel die Reise in die österreichischen Alpen antreten. Demnächst wird dort auch ein gebürtiger Moskauer auftauchen, denn auch der Zoo an der Moskwa wird sich an dieser Hilfsaktion beteiligen. Dank guter Schutzmaßnahmen ist es in der UdSSR nicht notwendig, Bartgeier neu anzusiedeln. Im Gebiet ihrer Verbreitung brüten noch ausreichend Geierpaare.

Dr. Dieter Minnemann (Text)
M. u. M. Barz (Fotos)

Kurz nach halb zehn am Vormittag des 7. November 1938 betritt ein junger Mann die deutsche Botschaft in Paris und verlangt, irgendeinen der diensthabenden Beamten zu sprechen. Man führt ihn in das Zimmer des Legationsrats vom Rath. Der junge Mann zieht einen Trommelrevolver aus der Tasche und feuert mehrere Schüsse auf den deutschen Diplomaten ab.

Der Attentäter, der sich widerstandslos festnehmen läßt, ist siebzehn Jahre alt. Er heißt Herschel Grynszpan, geboren in Hannover, Sohn des polnischen Schneiders Sendel Grynszpan, der 1911 mit seiner Frau Ryfka vor den Judenpogromen aus Russisch-Polen nach Deutschland geflohen ist.

In Grynszpans Brieftasche findet die französische Polizei eine Karte seiner Schwester Beile mit dem polnischen Poststempel: „Zbaszyń 1. November 1938". Beile beschreibt, wie die Familie Grynszpan über Nacht von Hannover nach Zbaszyń geraten ist. Den Ausweisungsbefehl in der Tasche, kann sie, ein Polizist steht dabei, nur „die notwendigsten Kleidungsstücke" einpacken. „Das ist alles, was ich gerettet habe. Wir haben keinen Pfennig..." Die Familie Grynszpan gehörte zu 15 000 Juden polnischer Staatsangehörigkeit, die in ihren deutschen Wohnorten zusammengetrieben und an die polnische Grenze verfrachtet wurden.

Nach dem Motiv für seine Tat befragt, sagt Grynszpan, er habe sich, als er die Karte seiner Schwester bekam, entschlossen, „aus Protest ein Mitglied der Botschaft zu töten".

Befehlausgabe

Rath wird in der Pariser Universitätsklinik operiert: die zerrissene Milz entfernt, die Magenwand an zwei Stellen genäht. Er stirbt am Nachmittag des 9. November. Hitler sitzt am Abend des Tages, umgeben von „alten Kämpfern", im Festsaal des Münchner Rathauses, um seines gescheiterten Putschversuchs von 1923 zu gedenken. Ein Adjutant bringt ihm die Todesnachricht aus Paris. Hitler sagt zunächst kein Wort, spricht später abseits mit Goebbels. Grynszpans sinnlose Verzweiflungstat paßt, als Vorwand ausgeschlachtet, genau in ihr Konzept.

Noch im Laufe des Abends gehen die Befehle hinaus ins Land. Einige Exemplare sind erhalten geblieben, beispielsweise die Weisung an die SA-Gruppe Nordsee: „Sämtliche jüdischen Geschäfte sind sofort ... zu zerstören... Jüdische Synagogen sind sofort in Brand zu stecken... Die Feuerwehr darf nicht eingreifen... Der Führer wünscht, daß die Polizei nicht eingreift..."

Der Geheimen Staatspolizei fällt eine besondere Aufgabe zu. Gestapo-Chef Heinrich Müller ordnet per Fernschreiben an: „Es ist vorzubereiten die Festnahme von 20–30 000 Juden im Reich. Es sind auszuwählen vor allem vermögende Juden."

Eine ganz gewöhnliche Nacht...

...in der Entsetzliches geschah: die Nacht zwischen Mittwoch, dem 9. und Donnerstag, dem 10. November 1938

Bilanz

Eine ganz gewöhnliche Nacht zwischen irgendeinem Mittwoch und irgendeinem Donnerstag. In Berlin dirigiert Herbert von Karajan „Tristan und Isolde". Gustaf Gründgens gibt in seiner unnachahmlichen Manier zum hundertsten Mal Shakespeares Hamlet. In den Kinos läuft der neueste Abenteuerfilm mit René Deltgen. In eben dieser Nacht werden 91 Juden ermordet, Selbstmorde und Herzinfarkte nicht gerechnet, mehr als 26 000 Juden in die Konzentrationslager Dachau, Buchenwald und Sachsenhausen verschleppt, 281 Synagogen in Brand gesetzt, über 7500 Geschäfte verwüstet. Der Sachschaden ist nie exakt berechnet worden. Allein aus dem Geschäft des Berliner Juweliers Markgraf verschwindet Schmuck im Wert von 1,7 Millionen Mark. „Inventar- und Warenschaden", resümiert SD-Chef Heydrich auf einer Sitzung am 12. November, „schätzen wir auf mehrere hundert Millionen." Darauf Göring: „Mir wäre lieber, ihr hättet 200 Juden erschlagen und nicht solche Werte vernichtet."

Goebbels, für Propaganda zuständig, hat unterdessen die Parole für die Presse ausgegeben: „spontaner Volkszorn" habe sich erhoben gegen das „Weltjudentum". Jeder im Land kennt die Wahrheit: SA und SS haben sich ausgetobt, Brände gelegt, Scheiben und Möbel zerschlagen, Unschuldige verschleppt, geprügelt, gemordet und geplündert. Die Untat vollbracht von einer Minderheit. Was tat die Mehrheit? Sie schaute schweigend zu und ging ihrer Wege. Gleichgültig die einen, denn es traf nicht sie, andere fanden recht und billig, was geschah. Wenige starrten entsetzt auf Flammen und Scherben und halfen den Verfolgten, wo sie nur konnten. Die Kommunisten, in der tiefsten Illegalität, verbreiteten ihren Protest auf Flugblättern.

Herschel Grynszpan

Geschändete Synagoge in Düsseldorf. – Berlin im November 1938: Verhaftete Juden auf dem Weg ins Konzentrationslager. – Für den Mord in der Gaskammer: Selektion auf der Rampe in Auschwitz.

Organisierter Raubzug

Die Feuer sind kaum erloschen, als die Bürokratie über die Juden herfällt. Eine „Verordnung zur Wiederherstellung des Straßenbilds" bestimmt: „Alle Schäden ... an jüdischen Gewerbebetrieben und Wohnungen ... sind von dem jüdischen Inhaber ... sofort zu beseitigen... Die Kosten der Wiederherstellung trägt der Inhaber... Versicherungsansprüche von Juden ... werden zugunsten des Reichs beschlagnahmt."

Die „Verordnung zur Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben" beraubt Zehntausende ihrer Existenz. Fabriken, Banken, Warenhäuser, Grundbesitz, Aktien, Geschäfte, Handwerksbetriebe wechseln den Besitzer. Die Nazis selbst nennen den Vorgang „Arisierung": Jüdisches Eigentum wird für ein Butterbrot an „Arier" verschleudert. Das geht, beispielsweise, so vor sich: Friedrich Adler, Eigentümer einer Schuh- und Lederwaren-Firma in Frankfurt am Main, wird am 9. November verhaftet und in das Konzentrationslager Buchenwald eingeliefert, wo man ihm einen Kaufvertrag vorlegt und ihn vor die Wahl stellt, zu unterschreiben oder sein Leben in Buchenwald zu beschließen. Adler unterschreibt. Der Kaufpreis beläuft sich auf drei Prozent des Nettowerts. Den Kauf vermittelt die Dresdner Bank.

Allein in Berlin fallen dem Raubzug 625 Herrenschneider, 351 Damenschneider, 364 Kürschner, 248 Putzmacher, 137 Schuhmacher, 114 Uhrmacher, 56 Friseure, 53 Glaser, 23 Fleischer, 15 Bäcker, ein Drechsler und ein Dachdecker zum Opfer. Und jedermann sieht, was da geschieht, und wer es nicht sieht, weiß doch Bescheid, es steht in allen Zeitungen.

Juden wird verboten, Theater, Kinos, Konzerte, Vorträge, Kabaretts, Varietés, Museen, Ausstellungen, Rummelplätze, Hallen- und Freibäder, Sportplätze und Parkanlagen zu besuchen. Über einige Straßen im Zentrum Berlins wird der „Judenbann" verhängt. Juden dürfen keine Haustiere halten. Juden müssen Radioapparate und Schmuck abliefern. Juden ist es untersagt, nach 20 Uhr auf die Straße zu gehen. Jüdische Kinder dürfen keine deutsche Schule mehr besuchen. Juden wird verboten, Kraftfahrzeuge zu halten und zu fahren.

Anfang vom Ende

Herschel Grynszpan, nach der französischen Kapitulation im Sommer 1940 an die Gestapo ausgeliefert, kommt nach Sachsenhausen. Er trägt keine Häftlingskleidung und genießt gewisse Vorrechte: Grynszpan wird für den geplanten Schauprozeß „aufbewahrt". Aus Gründen, die mit der Sache wenig oder nichts zu tun haben, wird der Prozeß mehrmals verschoben. Hitler selbst spricht das letzte Wort: Der Fall wird zurückgestellt. Also bleibt Grynszpan vorläufig am Leben. Am Ende haben die Judenmörder andere Sorgen.

Grynszpans Vater sagt im Eichmann-Prozeß aus, er habe nie wieder ein Lebenszeichen seines Sohnes erhalten. 1960 erklärt das Amtsgericht Hannover Herschel Grynszpan für tot. Nachforschungen nähren Zweifel. Schließlich bestätigt die französische Polizei, daß Grynszpan unter falschem Namen in Paris lebt.

Als sie noch dabei waren, den Prozeß zu inszenieren, trafen sich Oberreichsanwalt Lautz, Oberstaatsanwalt Huhnstock und Senatspräsident Engert, allesamt am „Volksgerichtshof" amtierend, mit dem SS-Sturmbannführer Eichmann. Im Sitzungsprotokoll steht unter Ziffer 5: „Die Vernichtung des Judentums ist eine Voraussetzung für die kommende europäische Neuordnung." Grynszpan interessierte sie nicht, die „Endlösung" hatten sie im Sinn.

Was in jener Nacht zwischen einem ganz gewöhnlichen Mittwoch und einem ebenso gewöhnlichen Donnerstag geschah, war für die deutschen Juden der Anfang vom Ende. Es vergingen nur noch ein Jahr und sechs Monate, bis der Reichsführer SS Heinrich Himmler befahl, in Oświęcim, zu deutsch: Auschwitz, ein Konzentrationslager einzurichten.

Jürgen Jessel

Fotos: Archiv

Weißer Sonntag von Xiloa
Am Strand der Lagune.
Der Ball schlug über das Wasser.
Das Leben in seiner Schönheit genießen,
Sagte einer, am Strand der Lagune.

In flachem Wasser spielte
Ein Junge, knapp zwölf Jahre.
Und als er ans Land kroch?
Und sich an seinen Krücken
Hochhievte?
Und als Du seinen Beinstumpf sahst?

Weißer Sonntag von Xiloa
Am Strand der Lagune.
Der Ball schlug über das Wasser.
Dieser scheiß Krieg.
Dieser scheiß Krieg,
Sagte einer, am Strand der Lagune.

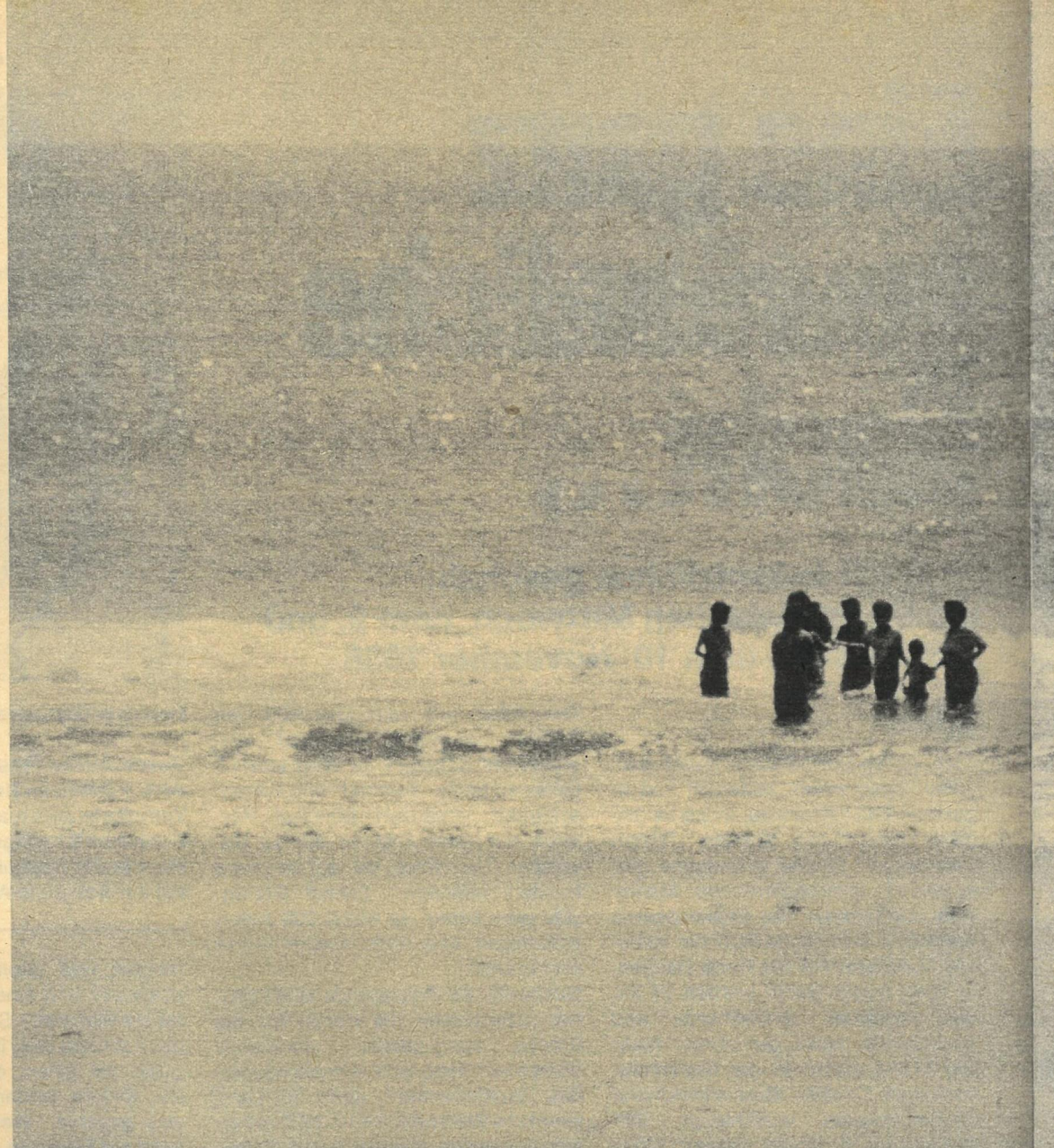
Dieser weiße Sonntag ist nicht wahr
In seiner friedlichen Schönheit.
Jeden Sonntag wird er unter uns sein,
Dieser scheiß Krieg,
Dieser scheiß Krieg,
Wenn wir trinken und lachen.

Scheiß Krieg, wo hast Du ihre Beine versteckt?
Wohin sollen sie nun gehn?
Tiefe Löcher im Sand von den Krücken.
Weißer Sonntag von Xiloa.

Sieh hinunter an Dir – beide Beine, beide Füße,
Braungebrannt an diesem weißen Sonntag.
Sieh Deine Zehen, Deine Zehen sind der Frieden,
Deine beiden Beine sind der Frieden.

Weißer Krieg von Xiloa
Am scheiß friedlichen Sonntag
Tiefe Löcher im Sand von den Krücken.
Das Leben in seiner Schönheit genießen,
Sagte einer, dieser scheiß Krieg.

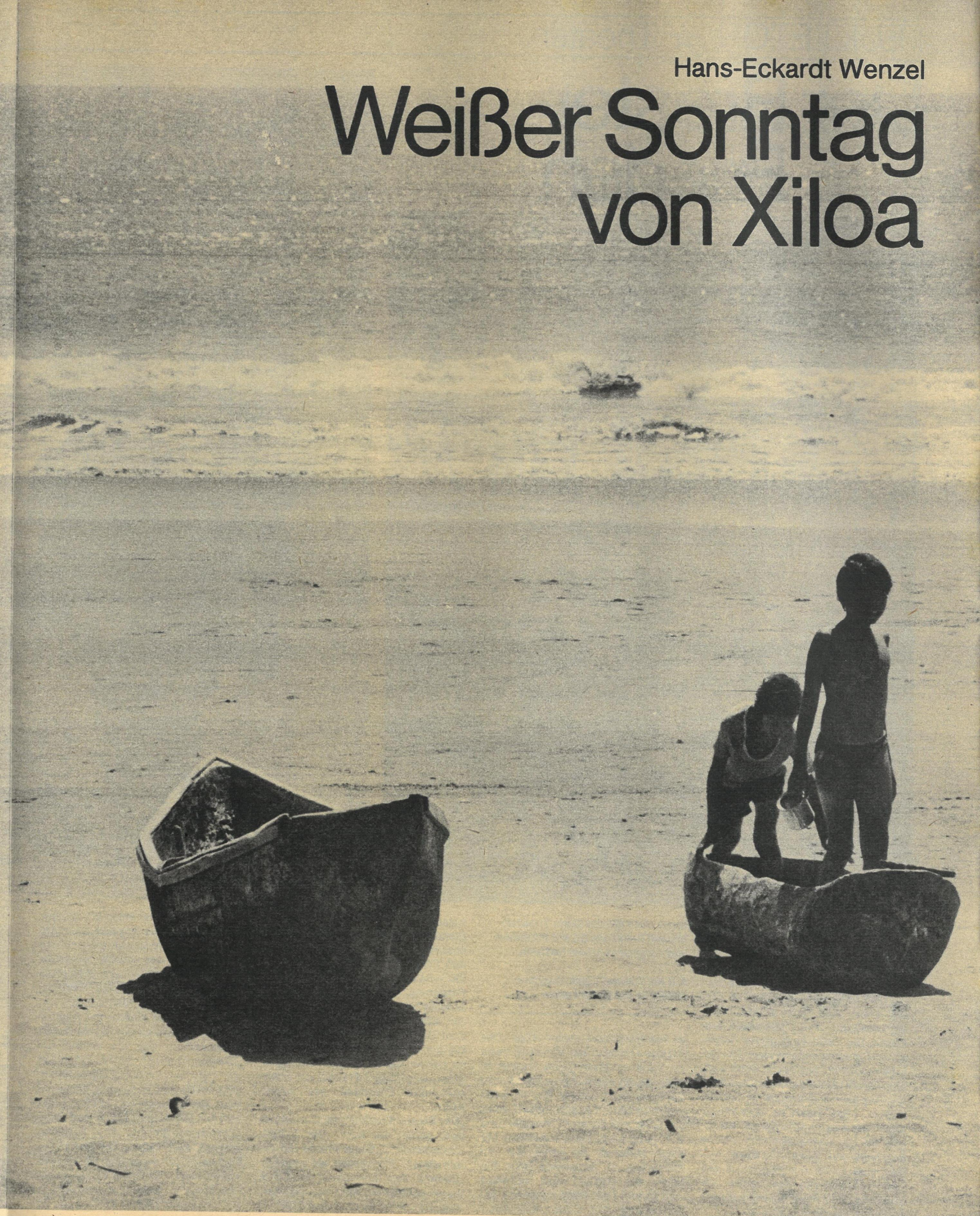
Und das blöde Gesicht des Todes
Sah herunter auf uns
Aus dem Himmel, eine kleine schwarze Wolke,
Sah auf Deine Beine, lang und braun,
Sah sie schwimmen, wie einen Schmetterling...
Dieser scheiß gefräßige Krieg
Weißer Sonntag von Xiloa,
Am Strand der Lagune als wäre nichts,
Als wäre nichts geschehn.



Hans-Eckardt Wenzel war zu Beginn dieses Jahres für drei Monate in Nikaragua. Hans-Jürgen Horn fotografierte an der nikaraguanischen Pazifikküste.

Hans-Eckardt Wenzel

Weißer Sonntag von Xiloa



Der Brester Frieden

Im Berliner Maxim Gorki Theater: Michail Schatrow (l.) mit Intendant und Regisseur Albert Hetterle.

Auf der Bühne: Klaus Manchen (Mitte) in der Rolle Lenins.

Auf ansteigenden grauen Podeststufen sitzen Lenin und seine Genossen aus dem ZK – Trotzki, Stalin, Bucharin, Swerdlow und andere. Sie diskutieren, streiten sich, hören einander zu. Man unterbricht die Sitzung, verläßt Lenin, läßt Lenin allein... Eine schmucklose, hell ausgeleuchtete Bühne, der Bedeutung dieser historischen Debatten angemessen: Die Oktoberrevolution, erst einige Monate alt, ist in Gefahr! Also Frieden schließen mit dem kaiserlichen Deutschland, Gebiete opfern – wie Lenin es vorschlägt? Oder den Krieg weiterführen, als Signal für die Weltrevolution – wie es Bucharin und seine Anhänger wollen? Oder ohne Friedensschluß einfach aufhören mit Kämpfen – wie Trotzki meint? Hart prallen konträre Meinungen aufeinander.

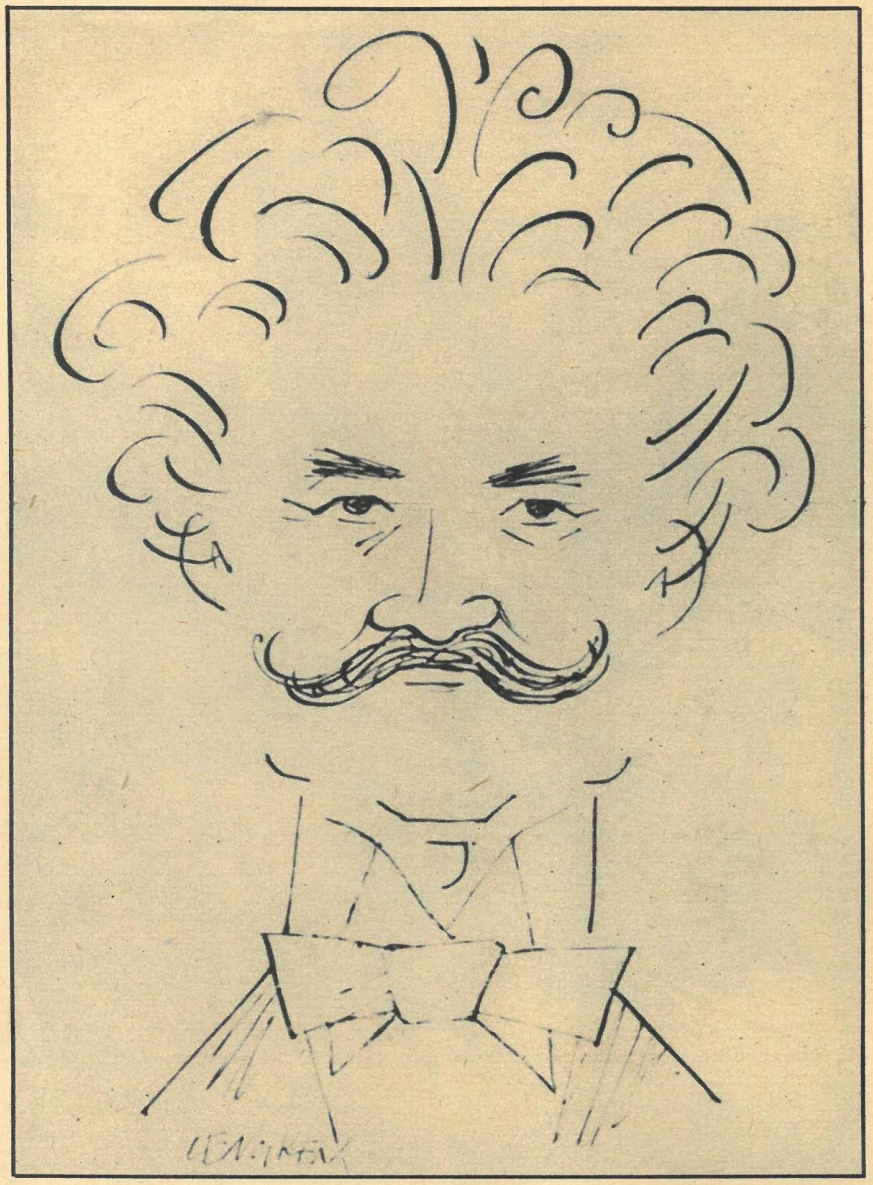
Michail Schatrows neues Stück „Der Brester Frieden" hat Albert Hetterle am Berliner Maxim Gorki Theater in einer geistig spannungsvollen, durchsichtigen Inszenierung für die DDR erstaufgeführt. Ein Hör- und Debattier-Spiel voll innerer Dramatik und von gedanklich klarem Aufbau. Mit Klaus Manchen als Lenin, der um Worte wie um Argumente ringt. Ein Lenin, der grübelt, sinnt, verbittert sein kann – und pfiffig, humorvoll, liebenswürdig. Kein Lehrer, kein Alleswisser, ein Demokrat, der andere Standpunkte anhört, sich mit ihnen auseinandersetzt, doch – selbst um den Preis seines Austritts aus dem ZK – kompromißlos bleibt in seiner Forderung: Das Land, die Revolution braucht Frieden.

Am Ende leuchtet am Bühnenhorizont der rote Sowjetstern auf, Symbol der Hoffnung. Ein Theaterabend, für den es viel Beifall gab. Der Autor, guter, langjähriger Freund von Intendant und Ensemble, war anwesend.

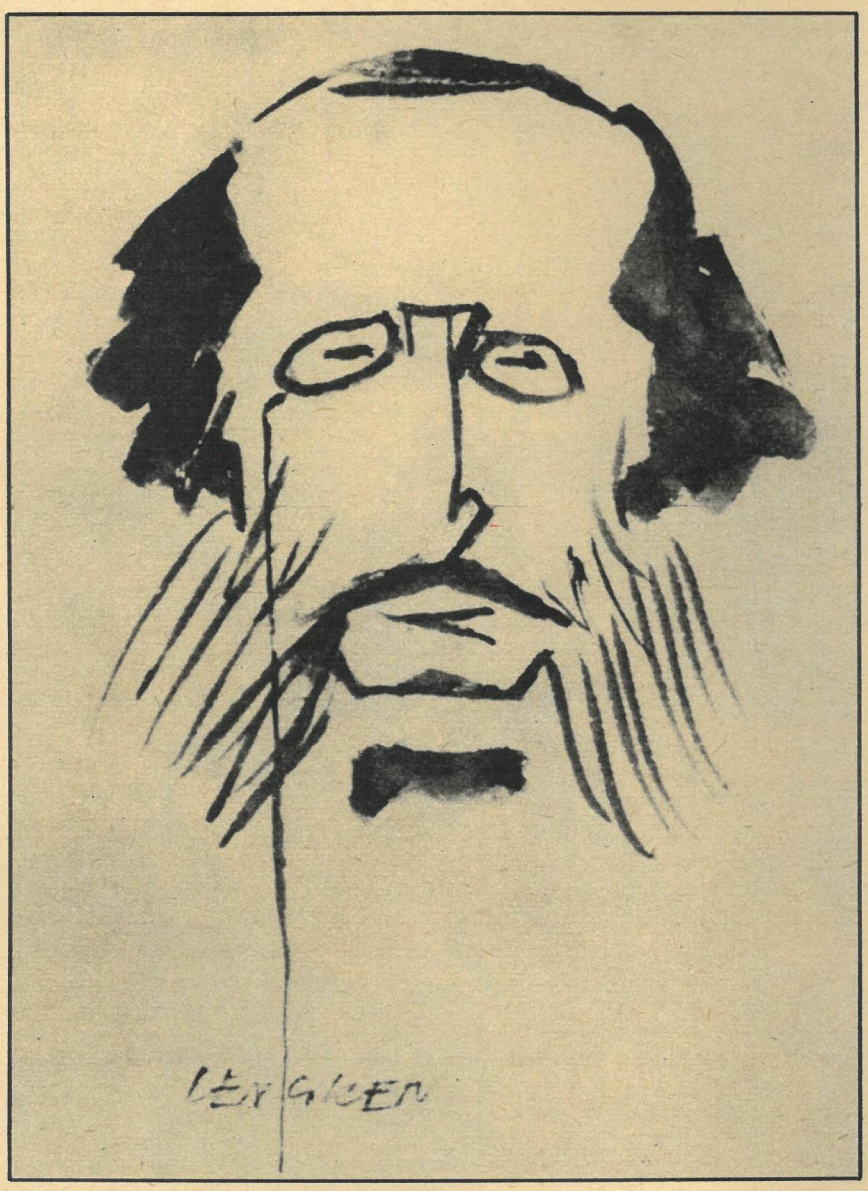
„Der Brester Frieden", 1962 geschrieben, gehört wie auch „Der 6. Juli", „Bolschewiki", „Blaue Pferde auf rotem Gras", „So werden wir siegen!", „Diktatur des Gewissens" zu Schatrows politischen Stücken. Die meisten von ihnen sind in der DDR erfolgreich gespielt worden. Stücke, von beachtlichem intellektuellen Anspruch und emotional bewegender Ausstrahlung. Die Gründe: Schatrow rekonstruiert authentische Ereignisse aus den konfliktreichsten Perioden der sowjetischen Geschichte und bringt bekannte historische Persönlichkeiten mit ihren unterschiedlichen Standpunkten auf die Bühne. Im „Brester Frieden" ist die Mehrzahl der Figuren psychologisch differenziert erfaßt. Mit Ausnahme von „Diktatur des Gewissens" sind alle genannten Stücke zugleich auch Stücke über Lenin. Mit überlebten Klischeevorstellungen radikal brechend, gelingt es Schatrow, dessen Persönlichkeit in neuen Dimensionen zu zeichnen, frei von Pathos, unverfälscht in seinen menschlichen Zügen und in

oft auch tragischen Augenblicken.
Schatrows Dokumentardramen faszinieren, weil die vergangenen Konflikte Fragen enthalten, die den Zuschauer noch heute bewegen: Fragen nach der sozialistischen Demokratie, der Friedenssicherung, der Bündnispolitik, der Zusammenarbeit mit kapitalistischen Staaten, dem Verhältnis zu Kultur und ihren Schöpfern. Der Autor analysiert und verarbeitet Originaldokumente, Aussagen von Zeitgenossen und von Wissenschaftlern, weiß so, wie vieles wirklich war, welche Personen die richtigen revolutionären Lösungen vertraten und durchgesetzt haben. Im „Brester Frieden" zeigt er – gängige Ansichten widerlegend – daß nicht nur Trotzki und Bucharin, sondern die meisten Bolschewiki im ZK gegen Lenins Friedensforderung stimmten und daß erst nach der letzten Abstimmung seine Position siegte. Und er stellt dar, daß Trotzki und Bucharin zwar Differenzen mit Lenin, aber großen Anteil am revolutionären Kampf hatten.
Schatrows Dramen rüttelten, als sie geschrieben waren, an mancherlei Tabus und rückten – eher als die offizielle Geschichtsschreibung – „weißen Flecken" zuleibe. Es kostete nicht wenig Kraft, sie in der Öffentlichkeit durchzusetzen. Unter den Theaterleuten, die ihm zur Seite standen, nennt der Autor Oleg Jefremow und Mark Sacharow, Regisseure, die seine Stücke in wirkungsstarken, szenisch attraktiven Inszenierungen herausbrachten.
Über Schatrows Stücke wird in der Sowjetunion heftig, nicht selten kontrovers diskutiert. Zum Beispiel darüber, ob subjektive Tugenden oder Untugenden einzelner Führer gesellschaftliche Katastrophen verhindern beziehungsweise auslösen können. Eine Position, die Schatrow bejaht und auf der kürzlich stattgefundenen Diskussion in unserer Akademie der Künste erneut bekräftigt hat. Sowjetische Diskussionspartner entgegnen, daß die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte zwar groß, jedoch nicht grenzenlos sei.
Streitgespräche solcher Art sind beabsichtigt. Schatrow bekennt sich zum dokumentarischen Theater, zum Theater als öffentliches Forum, wo anhand authentischer Geschehnisse politische Epochenprobleme zur Sprache kommen, der Zuschauer aktiviert, seine Urteilsfähigkeit gefördert wird.
Schatrows Wirkungsabsichten kommen in der schlichten, schauspielerisch reich nuancierten Aufführung des „Brester Friedens" am Maxim Gorki Theater voll zur Geltung. Am historischen Beispiel erlebt der Zuschauer höchst engagiert, daß die Revolution kein leicht errungener, für ewig gesicherter Sieg ist, sondern stets neu zu bewältigende Aufgabe, die realitätsnahes, demokratisches, schöpferisches Reagieren erfordert.

Liane Pfelling (Text)
Detlev Steinberg,
Wolfram Schmidt (Fotos)



Johann Strauß



Jacques Offenbach

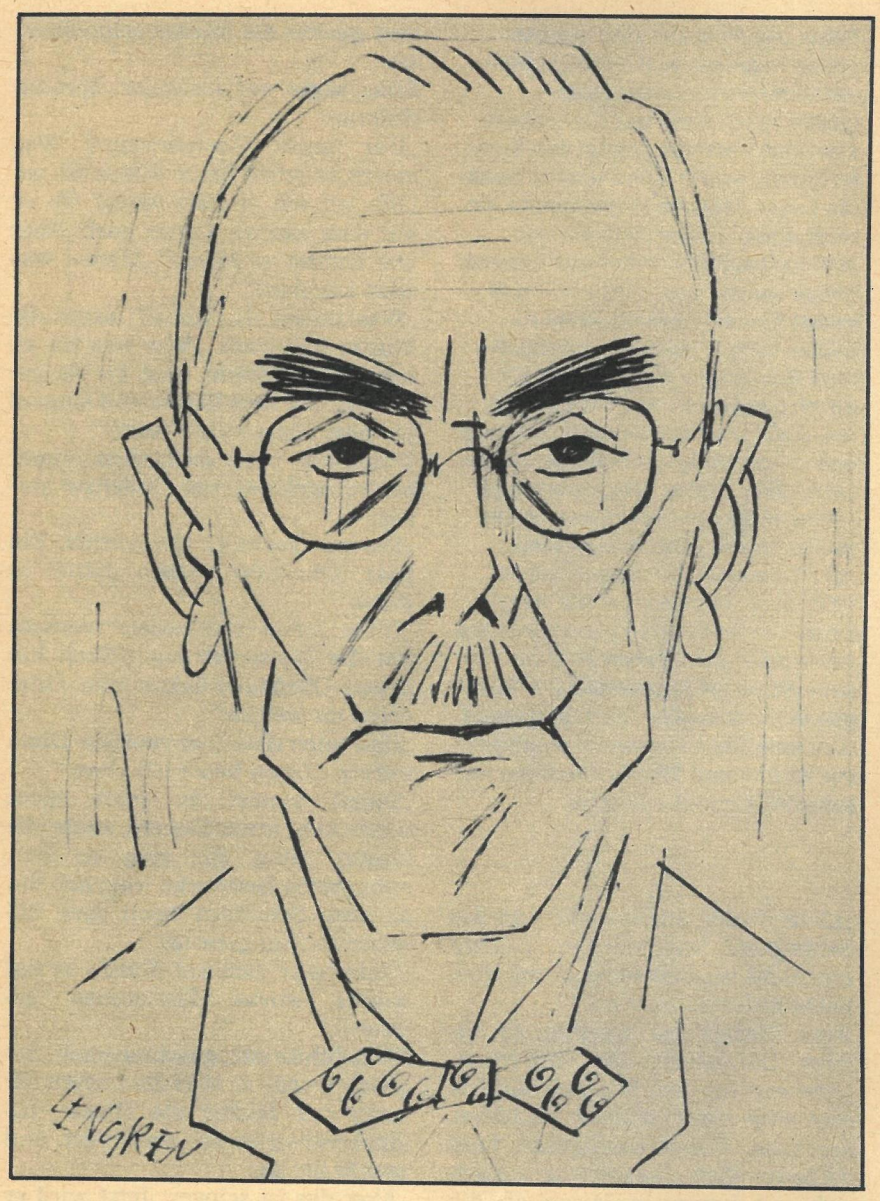
„Sein Leben und seine Arbeit sind eng mit seiner Heimatstadt verknüpft, und speziell die Warschauer Altstadt ist erst vollständig, wenn er mit hellwachen Augen und Geist durch die Straßen schlendert. Immer auf der Suche nach Motiven, kuriosen Situationen, typischen Handlungsweisen. Man kennt ihn, grüßt ihn, verehrt ihn und — vielleicht — beneidet ihn."

Laudatio auf einen Liebenswerten, welcher illustriert, porträtiert, karikiert, der den „Professor Filutek" erfand, und nicht zuletzt durch diesen wurde er weltbekannt:

Der Zeichner Zbigniew

Als ich den Namen Lengren zum erstenmal hörte, fiel mir die schwedische Schriftstellerin Astrid Lindgren ein, die Erfinderin von Pippi Langstrumpf. Ich assoziierte blauäugige Kühle und Phantasie. Dann sah ich in der Zeitung eine Collage, die Zbigniew Lengren, Erich Schmitt, Herluf Bidstrup und Jean Effel zeigte, an einen Bleistift geklammert, den sie wie eine Lanze gegen einen unsichtbaren Feind führten. Also auch streitbar, dachte ich. Dann kam er eines Tages nach Berlin, um noch einige Federstriche an seinem Karikaturenband „Hundert Scherze" zu machen. Ich lernte einen charmanten Mann kennen, in grauem Anzug mit Bügelfalte, makellos geknüpfter Krawatte, schlank wie ein Tennismeister. Er hätte einem Handbuch für Diplomaten entstiegen sein können, wenn in seinen blauen Augen nicht die Schalkteufelchen gewesen wären. Tennismeister war er tatsächlich einmal, und auf seine Art ist er auch ein guter Diplomat, denn – er nimmt die Leute durch Witz und Schlagfertigkeit für sich ein, so daß auch seine Heimat in freundlichstem Licht erscheint. Als seiner Begleiterin zum Künstlerball das geeignete Kleid fehlte, wikkelte er sie in einige Meter blauen Stoff, bemalte ihn mit Silberpfeilen und Sternen, verwandelte sie in eine Himmelsprinzessin. Seine Poesie. Er

Bertolt Brecht



Thomas Mann

tanzte gut, verstand zu trinken und zu erzählen... Mein Gedanke an Astrid Lindgren sei nicht verkehrt gewesen, sagte er, sein Vater sei Schwede, von ihm habe er die Statur und die blauen Augen. Aber sein Temperament sei polnisch. Als wir voneinander schieden, war mir klar, daß den „Hundert Scherzen" schnellstens „Hundert neue Scherze" folgen würden, so wie auch den Abenteuern des Professors Filutek immer neue gefolgt waren. Er schrieb und zeichnete einen „Ratgeber für alle Lebenslagen", und 1974 gelang ihm, was nur wenigen Karikaturisten vorbehalten blieb, er hielt Einzug in die Bestsellerhochburg des Eulenspiegel-Verlages, wo „Das dicke Lengren-Buch" erschien. Nach der Mappe mit ausgewählten Grafiken nun in diesem Jahr „Himmelsfreud und Höllenleid", ein Bilderbogen über die Liebe von ehedem bis heutzutage.

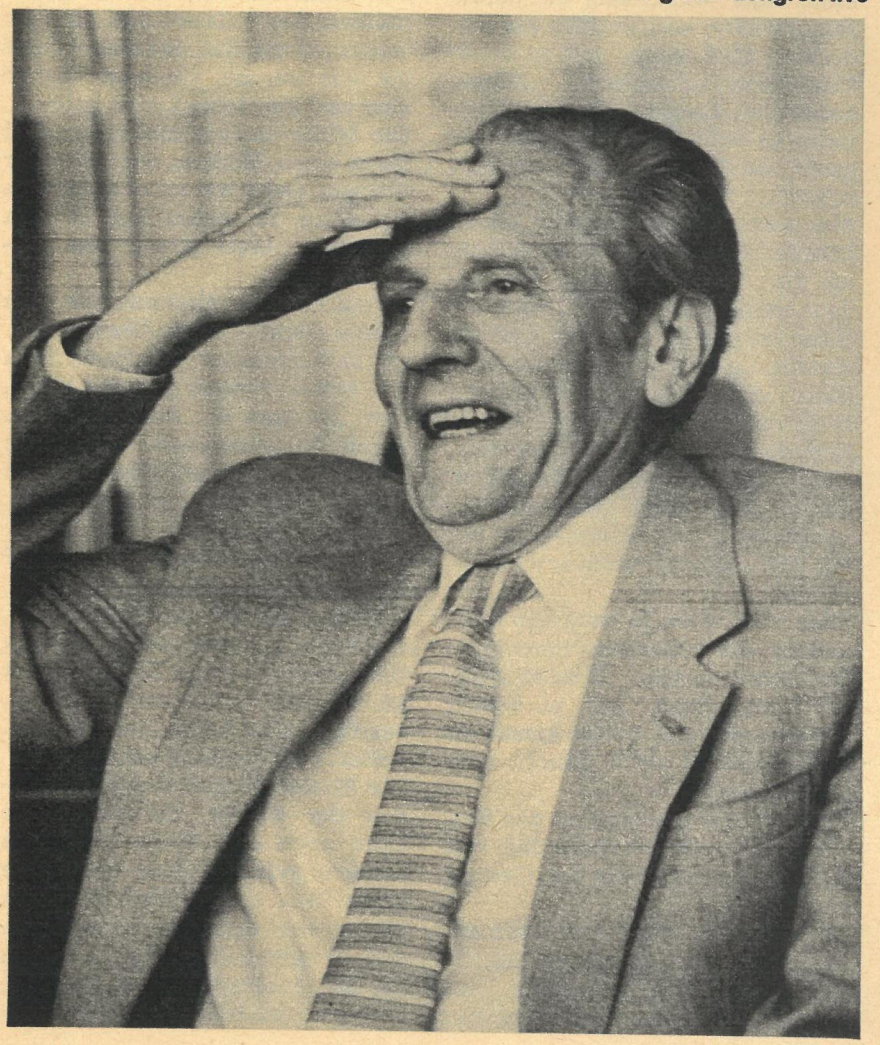
Als mich drum der Direktor der Cottbuser Stadthalle, in der bis zum 20. November 1988 Lengrens Illustrationen und Karikaturen ausgestellt sind, um ein paar einführende Bemerkungen bei der Eröffnung bat, durchforschte ich alle einschlägigen Vor- und Nachworte und stieß auf allerlei Lücken betreffs seiner Biografie. So kam es zu einem Exklusiv-Kurz-Interview vor versammeltem Publikum. Nachstehend das Ergebnis:

Geboren am 1. Februar 1919 in Tula, Stadt der Waffenschmiede und Samoware. Schule und Architekturstudium in Toruń. 1939 Militärdienst bei der Kavallerie, danach Gelegenheitsarbeiten, auch als Maler und Zeichner, Beteiligung an Plakataktionen gegen die faschistischen Okkupanten. Nach der Befreiung Polens Kabarett, satirisches Theater und Karikaturen für die Presse, „Filutek" wird geboren, in „Przekrój" erscheinen die hintergründig-humorvollen Episoden in Serie, über ein Jahrzehnt! Die meisten Bücher Lengrens wurden in der DDR verlegt. Seine Vorliebe gilt der Illustration von Kinderbüchern, manchmal sind es von ihm selbst geschriebene. Er fotografiert gerne, seine Fotomontagen nennt er „graphische Spielereien".

Preise hat Lengren in Warschau, Moskau, Bordighera und Montreal bekommen. Ausstellungen gab es bisher in fünf Ländern, in der DDR war es Berlin, und jetzt ist es Cottbus. Und Lengren hat nicht die Absicht, seine liebenswerte Tätigkeit in nächster Zeit einzustellen; ganz im Gegenteil.

Walter Püschel (Text)
Nina Rücker (Foto)

Zbigniew Lengren live



Seine Geschichten sind phantastisch-unheimlich. In ihnen schont der Dichter Fjodor Sologub (1863–1927), einer der bedeutendsten Vertreter des russischen Symbolismus, weder seine Helden noch die Leser. Thomas Mann nannte ihn einst einen großen, kühnen und phantastischen Kritiker des Lebens. Immer wieder gestaltete Sologub – selbst fünfundzwanzig Jahre als Lehrer tätig – feinfühlig beobachtend Schicksale von Kindern. Sie waren den Nöten und Grausamkeiten, die das Leben im alten Rußland kennzeichneten, am meisten ausgesetzt; aber Kinder verkörperten für ihn auch die unentwegt keimende sanfte, unschuldige Gegenwelt… „Der Tannenwicht", geschrieben 1906, ein Jahr nachdem die erste russische Revolution niedergeschlagen wurde, entnahmen wir dem demnächst im Buchverlag Der Morgen erscheinenden Erzählungsband „Der vergiftete Garten". Herausgeber ist Eckhard Thiele, der diese Geschichte auch übersetzte.

1

„Liebe Tanne, zürne nicht. Laß das Schimpfen, Tannenwicht. Stampf mir nicht im Bett herum, setz dich lieber still und stumm."

Vera Alexejewna lauschte. In der öden Dunkelheit des Wintermorgens war aus dem Kinderschlafzimmer eine dünne Stimme zu hören, die leise dieses sonderbare Lied trällerte. Vera Alexejewna schlich sich mit besorgter Miene an die Tür. Der Gesang brach ab. Doch nach einer Weile sang die dünne Stimme leise, aber deutlich das sonderbare Lied weiter, mit rührend-kläglichem Ausdruck: „Mama nahm den Liebling dir, Neujahrstanne ist er hier. Deine Zapfennase grollt, weil er nimmer wachsen soll."

Mit unverändert besorgter Miene öffnete Vera Alexejewna vorsichtig die Tür. Dima, der ältere der beiden Jungen, schlief noch, hatte die Nase ins Kissen gepreßt und atmete ruhig durch den Mund. Aber Sima, schmächtig, mit schwarzem Haar und schwarzen Augen, saß im Bett, die Hände um die Knie gelegt, wiegte sich und sang. Seine Augen, die in die dunkle Ecke starrten, leuchteten. Vera Alexejewna rief ihn leise, damit er nicht erschrak:

„Sima!"

Sima hörte nicht. Er sang sein Lied, und die Worte klangen immer spröder und trauriger: „Tannenwicht, nun lauf hinaus, geh in deinen Wald, nach Haus. Retten kannst du ihn hier nicht, doch erlischt dein Lebenslicht."

Vera Alexejewna ging an das Bett des Jungen. Sie trat absichtlich laut auf. Sima wandte ihr das Gesicht zu.

„Sima, warum singst du so früh am Morgen? Laß Dima noch schlafen."

Dima erwachte. Rotbäckig und rundlich, lag er auf dem Rücken und guckte die Mutter schmollend an.

Sima sagte mit trauriger, spröder Stimme:

„Der arme Tannenwicht! Was macht er jetzt? Seine Tanne ist gefällt, wo soll er jetzt leben? Ob er auf eine andere Tanne darf? Aber wie kommt er hinauf? Mama, was wird aus ihm?"

„Was redest du, Sima?" sagte die Mutter unwirsch. „Von was für einem Tannenwicht hast du da geträumt? Im Bett liegen und singen! Du hast Dima aufgeweckt."

Dima, der beim Aufstehen immer schlechtgelaunt war, krächzte zornig:

„Daraus macht er sich nichts. Ein paar Ohrfeigen, dann hätte er Ruhe."

„Dima, keine Grobheiten!" verwies ihn die Mutter streng. „Noch hat keiner Ohrfeigen bekommen. Oder willst du welche?"

„Hau mich doch", antwortete Dima trotzig. „Dann heule ich eben."

„Damit kannst du mich nicht schrecken, mein Lieber", sagte die Mutter ruhig. Sie ging zu ihm, nahm seine Bettdecke weg, hob ihn an den Schultern hoch und flüsterte zu ihm gebeugt:

„Unterhalte dich mit Sima – er hat wieder etwas Schlimmes geträumt."

Dima fühlte sich geschmeichelt. Sogleich wurde er sehr freundlich. Er küßte der Mutter die Hände, beglückwünschte sie zum Fest und raunte ihr zu:

„Aber das ist schwer. Jetzt wird er wieder unentwegt erzählen."

Die dünne Stimme hinter ihnen trällerte das endlose Lied. „Immer war er auf der Hut, daß auch keiner ihr was tut. Bis ein böser Bauer kam und ihm seine Tanne nahm."

Die Mutter zuckte zusammen und stand einen Moment wie starr vor Schreck. Dann trat sie entschlossen auf Sima zu, nahm ihn an den Schultern, sagte streng und entschieden:

„Sima, laß die Dummheiten. Ein Tannenwicht – so ein Unsinn!"

„Er ist klitzeklein", erwiderte Sima mit seiner dünnen Stimme aufgeregt. „So klein wie der Finger von einem Neugeborenen. Und ganz grün. Er duftet nach Harz und hat eine rauhe Haut und grüne Brauen. Immerfort geht er umher und sagt: ‚Ist meine Tanne etwa für euch da? Sie ist für sich selbst da!'"

„Das hast du nur geträumt, Sima", sagte die Mutter. „Jetzt bist du wach, nun sitz nicht lange im Bett herum, zieh dich rasch an. Dima, anziehen! Und keine Dummheiten. Nehmt euch beide in acht."

Die Mutter verließ das Schlafzimmer der Kinder. Sie wußte, sie hätte noch eine Weile bei ihnen bleiben müssen, doch sie hatte keine Zeit. In der Stadt hat man nichts von den Feiertagen, man kommt nicht zum Aufatmen wegen all der Ausfahrten und Besuche, der unangenehmen Festtagspflichten. Und die vielen Unkosten, die viele Arbeit im Haus, die Hast, der Wirrwarr, der Ärger mit dem Gatten, den Kindern, dem Dienstmädchen. Hausherrin zu sein wird bei der gegenwärtigen Lebensweise immer schwerer. Offenbar werden auch wir bald jenen Weg beschreiten müssen, den die Hausfrauen in Nordamerika gehen.

Mit diesen Gedanken sich tröstend, oder vielmehr: sich ablenkend, ging die Mutter ins Eßzimmer, wo sie bereits erwartet wurde. Als sie an den großen Spiegeln im Salon vorbeischritt, warf sie wie immer einen raschen, zufriedenen Blick auf ihr schönes, noch junges Gesicht und ihre schlanke Figur, auch auf das schlichte, aber höchst elegante Hauskleid, das, darauf kam es an, ihr bestens stand.

2

Die Jungen sprachen, als sie allein waren, sofort über den armen Tannenwicht, der sich nach seiner Tanne sehnte, die man gefällt hatte, und der untröstlich war.

Der winzige grüne Wicht mit der rauhen Haut und den grünen Wimpern und Brauen irrte immerzu durch die Zimmer und murrte. Niemand sah ihn, nur der kleine Sima.

Der Tannenwicht murrte und klagte, und Sima wurde wehmütig.

„Ist die Tanne etwa für euch im Wald gewachsen? Ist sie euer Werk? Warum habt ihr sie abgehackt?" knurrte der Tannenwicht.

Sima rechtfertigte sich. „Lieber Tannenwicht, aber wir waren so fröhlich! Denk nur, auf dem Baum brannten Kerzen. Das war lustig! Kannst du das denn nicht verstehen? Du hast doch die Kerzen und den Schmuck selbst gesehen. Der ganze Baum strahlte und funkelte. Für mich ist es nicht die erste Neujahrstanne, aber für die ganz kleinen Kinder, für die vom Pförtner, war es ein Fest! Warum ärgerst du dich so, lieber Tannenwicht?"

Wehmütig horchte er auf die Antwort. Er wußte schon, daß ihm der Tannenwicht nicht glauben würde und daß er untröstlich war, weil man seine Tanne gefällt hatte.

„Ich hatte nur sie", murrte der Tannenwicht.

Er jammerte und wimmerte mit seiner dünnen Stimme, und nur Sima hörte ihn.

„So was Brutales!" knurrte der Tannenwicht. „Sie nehmen mir meine Tanne weg, um sich zu vergnügen. Wenn ihr um die Tanne tanzen wollt, dann kommt doch in den Wald. Da ist es schön. Aber nein, ihr habt sie abgehackt und vernichtet."

So jammerte und wimmerte er.

3

Sima ging schließlich zu seinem älteren Bruder Kira, dem Studenten.

„Kira, der Tannenwicht ist immer so wehmütig. Er geht umher, guckt die Hausgeister böse an und wimmert mit seiner dünnen Stimme. Wie arm er ist!"

„Das kommt davon, daß du so viele phantastische Bücher gelesen hast", brummte der Student.

„Nein, Kira. Er klagt, daß die Tanne nicht für uns da sei, aber daß man sie für uns gefällt habe. Sag, wie ist das? Ist sie wirklich für sich selbst da? Ist jeder für sich selbst da? Sonst können sie ja mit jedem machen, was sie wollen."

Der Student hörte düster zu und erwiderte:

„Die Tanne ist ein Baum, und man kann sie fällen. Und was uns beide betrifft, so ist wirklich etwas nicht in Ordnung. Der Mensch ist eine autonome Persönlichkeit, nicht wahr?"

Sima nickte. Kira fuhr fort:

„Ja, aber dann kommen Vertreter der Macht, nehmen dich, führen dich, wohin du nicht willst, und zwingen dich, zu tun, was deiner Natur zuwiderläuft. Du sagst: Ich bin für mich selbst da. Darauf antworten sie: Nein, Freundchen, du scherzst, du bist da, um der Kirche und dem Vaterland zu nutzen, und weil es so ist, nutzen wir dich aus. So, mein Lieber, wird in der ganzen Wirtschaft alles genutzt, nichts vergeht umsonst."

„Das ist sehr schlecht", entgegnete Sima überzeugt.

„Gutes gibt es wirklich wenig", pflichtete Kira bei. „Aber so ist die Gesellschaftsordnung nun einmal. Du mußt anderen dienen, wenn du willst, daß andere dir dienen."

„Das will ich nicht", sagte Sima traurig. „Wenn ich andere zwingen und quälen muß, dann will ich es nicht."

„Ach, Bruderherz, danach werden wir beide nicht gefragt", sagte der Student.

Er nahm einen Zug aus der Zigarette. Man sah, daß es ihm sehr wohltat, zu rauchen und sich zu Hause wie ein Erwachsener zu benehmen. Gönnerhaft blickte er Sima an, klopfte ihm auf die Schulter und sagte:

„Du bist ein lustiger Bursche und phantasierst immerzu, vielleicht wirst du mal ein Dichter."

Sima schwieg. Dann sagte er seufzend, wobei er errötete und den Blick niederschlug:

„Mir tut der Tannenwicht leid. Was wird jetzt aus ihm?"

4

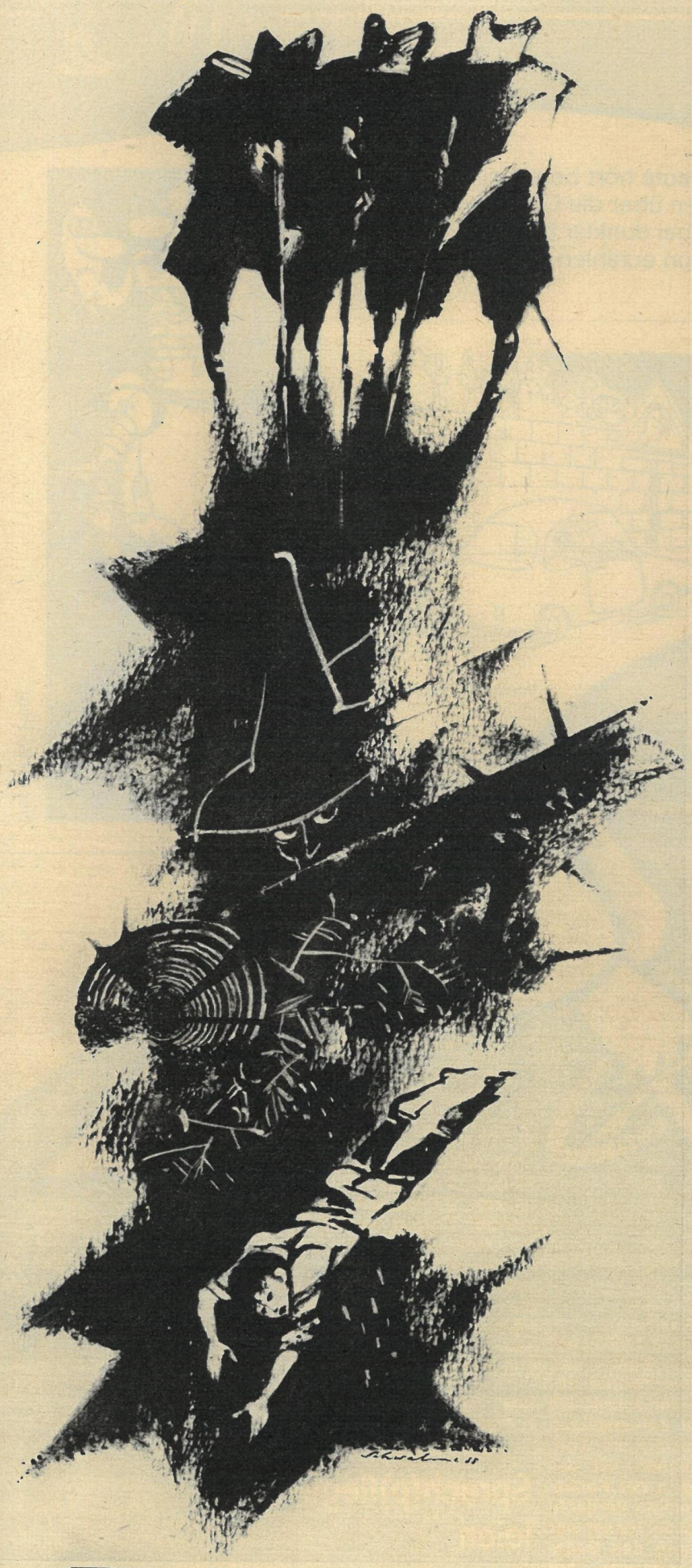
Sima erwachte in der Nacht. Wieder hörte er den Tannenwicht umhergehen, mit dünner Stimme wimmern und murren. Die Hausgeister tuschelten mit ihm, versuchten ihn zu trösten.

Aus der Ecke ließ sich ein dünnes Stimmchen vernehmen:

„Wir verjagen dich nicht. Bleib bei uns. Hier hast du es gut. All die Lieben laufen umher. Die Staubkörnchen tanzen. Das ist sehr schön."

„Ich habe genug davon", knurrte der Tannenwicht. „Mir gefällt es nicht bei euch. Die Menschen in eurem Haus leben nicht gut."

„Die Menschen kümmern uns nicht", antwortete der Hausgeist. „Wir sind für uns, und sie sind für



Der Tannenwicht

Fjodor Sologub

sich. Wir stören einander nicht, die Menschen beachten uns nicht. Nur Sima guckt manchmal nach uns, aber das ist nicht schlimm, er ist ja noch klein. Und er wird sowieso nicht groß werden – er wird zu uns kommen. Er gehört fast zu uns. Die anderen kümmern uns nicht."

„Nein", knurrte der Tannenwicht, „mir behagt es hier einfach nicht. Ihr könnt sagen, was ihr wollt, mir behagt es nicht. Hier riecht es nach Blut, und den Geruch liebe ich nicht."

„Bei euch im Wald riecht es wohl nicht danach?" fragte der Hausgeist verärgert und voller Spott.

Doch der Tannenwicht antwortete nicht, knurrte nur vor sich hin: „Mir behagt es einfach nicht. Abhacken und schlagen, aber wofür, das wissen sie selbst nicht."

Sima stützte sich auf die Ellenbogen und flüsterte so leise, daß Dima nicht aufwachte:

„Lieber Tannenwicht, warum gefällt es dir nicht bei uns? Wir sind doch alle gute Menschen."

Es wurde sehr still. Die Hausgeister schwiegen und warteten feinfühlig, was der Tannenwicht darauf erwidern würde. Er schwieg. Dann versetzte er ärgerlich:

„Geh morgen auf die Straße, dann wirst du es selbst sehen."

Die Hausgeister lachten und tuschelten miteinander. Sima wurde wehmütig.

„Was werde ich dann sehen?" fragte er. „Lieber Tannenwicht, kommt mit und zeigt es mir."

„Gut, ich zeige es dir", entgegnete der Tannenwicht.

Die piepsende Stimme hörte sich böse und drohend an, doch Sima hatte keine Angst: Er wußte, daß sich der Tannenwicht nach seiner Tanne sehnte und untröstlich war und deshalb solche Wut hatte.

„Ich zeige es dir", wiederholte der Tannenwicht, „dann bist du mit mir zufrieden."

Die Hausgeister zischelten leise und lachten mit ihren dünnen, säuselnden Stimmen, und Sima wußte nicht, ob sie gut oder böse waren, zornig oder fröhlich lachten. Sima war es unheimlich, und um sich Mut zu machen, fragte er den Tannenwicht leise:

„Wann wirst du es mir zeigen? Morgen? Wirklich? Wenn wir mit Fräulein Emilie spazierengehen, ja?"

„Ja, ja", knurrte der Tannenwicht. „Ich hab doch gesagt: morgen."

Das säuselnde Gelächter und Geflüster verbreitete sich in allen Ekken.

Wieder hatte Sima eine Frage:

„Lieber Tannenwicht, du bist doch so klein, wie willst du uns begleiten? Fräulein Emilie macht solche großen Schritte, daß man rennen muß. ‚Motion will Munterkeit', sagt sie immer. Wie machst du das?"

„Ach was", entgegnete der Tannenwicht ärgerlich. „Ich werde nicht hinter euch zurückbleiben. Ich krieche in deine Tasche."

Die säuselnden Stimmen tuschelten und kicherten in allen Ecken. Und bei diesem säuselnden Gekicher schlief Sima ein.

5

Am Morgen gingen die Jungen wie stets mit Fräulein Emilie spazieren. Doch auf den Straßen herrschte Unruhe, und es war beängstigend. Menschenmengen zogen durch die Straßen. Man hörte böse Worte. Und plötzlich ertönten in der Ferne gellende Hornsignale.

Simas älterer Bruder lief vorbei.

„Fräulein Emilie", rief er, „bringen Sie die Kinder nach Hause."

Doch Fräulein Emilie hatte die beiden Jungen schon an die Hand genommen und lief rasch in eine Seitengasse, weg von der Menschenmenge und dem munteren Hornsignal.

„Tannenwicht, Tannenwicht", rief Sima. „Was wirst du mir zeigen?"

„Lauf deinem Bruder nach", flüsterte der Tannenwicht rasch, „verlaß die Deutsche und folge deinem Bruder. Er wird gleich getötet."

Sima schrie laut auf und rannte Fräulein Emilie weg.

„Sima, Sima, um Gottes willen, wohin willst du", rief das erschrokkene deutsche Kindermädchen und versuchte, Sima wieder einzufangen.

Aber Sima lief in die Menschenmenge und verschwand in ihr. Verzweifelt lief Fräulein Emilie hin und her, sie wußte nicht, was sie tun sollte. Dima weinte. Überall liefen erschrockene, schlecht gekleidete Menschen. Sie riefen etwas.

Sima holte seinen Bruder ein.

„Kira, laß uns zusammen gehen", schrie er.

Der Student schaute den kleinen Jungen erschrocken an und erbleichte.

„Warum bist du hier? Wo ist Fräulein Emilie?" fragte Kira.

Wieder ertönte in der klaren Frostluft das muntere Hornsignal. Wirrer Lärm antwortete darauf. Plötzlich liefen alle weg. Vor Sima und dem Studenten wurde es leer und hell. Eine Reihe von Bajonetten erzitterte plötzlich und stieß Rauchwölkchen aus. Sima wandte sich vor Angst ab. Ein schrecklicher Knall schien seinen ganzen Körper zu durchbohren. Die Erde schwankte und hob sich, die kalten Pflastersteine unterm Schnee preßten sich an sein Gesicht. Einen Augenblick schmerzte es sehr. Dann wurde alles leicht und angenehm. Sima breitete seine kleinen, leblosen Arme auf den Schnee und flüsterte:

„Lieber Tannenwicht."

Dann wurde er still.

1906

Zeichnung: Reiner Schwalme

Wo es keinen Aberglauben gibt, gibt es keine Gespenster. Jurij Brežan

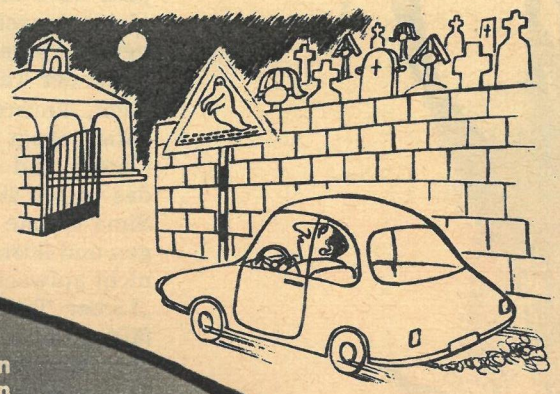
Nur der Geist beschwört die Geister. Ferdinand Freiligrath

Angst verwirrt die Sinne und läßt die Dinge anders erscheinen, als sie in der Tat sind.

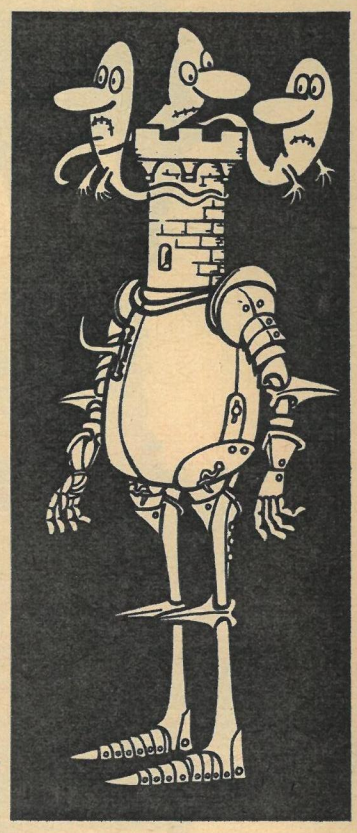
M. de Cervantes

Der größte Haufe hört beim hellen Tage mit Vergnügen über die Gespenster spotten und bei dunkler Nacht mit Grausen davon erzählen.

Lessing



Várnai, Budapest



Neprakta, Prag

2 Wochenspruch

Ein Mensch ohne Kenntnisse, eine Welt im Finstern.
B. Gracian

Parapsychologischer Spuk

S. Rodinow

Als ich einmal von der Arbeit kam und den Wasserkessel in die Hand nahm, stellte ich fest, daß er heiß war. Da ich doch den ganzen Tag nicht zu Hause war, erschien mir dieser Vorgang höchst unverständlich. Ich untersuchte die Türschlösser, die Fenster, schaute in den Schrank, doch alles war heil und unbeschädigt.

Einige Tage später versetzte mich eine neue Erscheinung noch weit mehr in Erstaunen. Ich hatte eines Morgens gerade noch Zeit, die Hosen anzuziehen, vergaß jedoch die Brieftasche einzustecken. Bei meiner Rückkehr am Abend fehlte in der Brieftasche ein Zehnrubelschein. Ich untersuchte erneut die Schlösser und Fenster, schaute in den Schrank, aber nirgends waren Fingerabdrücke zu sehen.

Am nächsten Tag legte ich ganz bewußt einen Fünfrubelschein auf den Tisch, und damit man ihn besser sehen kann, präsentierte ich ihn auf einem Porzellanteller.

Ich beeile mich immer von der Arbeit nach Hause, aber an diesem Tage nahm ich sogar ein Taxi. Als ich die Wohnung betrat und eine gedämpfte Unterhaltung vernahm, ergriff ich im Flur eine Fünfkilohantel. Entschlossen öffnete ich mit einem Ruck die Tür ins Wohnzimmer. Im Fernsehen wurde ein Elefant gezeigt und erklärt, wieviel er frißt. Dabei hatte ich gestern den Fernseher überhaupt nicht eingeschaltet. Ich stürzte in die Küche – da lagen zwei Rubel als Rest, und der Porzellanteller war verschwunden. Der Fall war kompliziert. Ich beschloß, am folgenden Tag einmal ganz unverhofft nach Hause zu kommen. Meinem Vorgesetzten teilte ich betrübt mit, daß meine Großmutter verstorben sei. Nach dem Mittagessen in der Kantine trank ich für alle Fälle zwei Tassen starken Kaffee und meldete mich im Betrieb ab. Gegen 13.30 Uhr schritt ich zur Tat – auf Zehenspitzen schlich ich mich in die Wohnung und begann mit der Untersuchung in der Küche. Dort gab es nichts Verdächtiges, der Wasserkessel war kalt. Ich öffnete das Badezimmer und erstarrte. Auf dem Fußboden waren deutliche Spuren nasser nackter Füße zu sehen. Ich folgte der Spur. Sie führte ins Wohnzimmer. Dort saß eine Frau im Bademantel auf der Couch.

„Wer sind Sie?" fragte ich erstaunt. Als sie mich erblickte, glitten ihre Augen aus den Höhlen, als ob man sie magnetisch herausziehen würde.

„Siehe da, mein Herr Gemahl!" antwortete die Frau erschrocken, „und ich glaubte schon, es sei ein Einbrecher!"

Aus dem Russischen von F. Pietzonka

Den Mitternachtscocktail mixten Karin Kopp, Hannes Schreiber (Redaktion) und Martin Kotsch (Grafik).

Das wahre Geheimnis der Welt liegt im Sichtbaren, nicht im Unsichtbaren.

Oscar Wilde

Gewisse Dinge greift man so vergeblich mit Worten an wie Geister mit Waffen.

Wilhelm Busch

Sprach(p)flegeleien

Dann kommt es vor, daß Wörter mein Bewußtsein bevölkern, ihren Maskenball beginnen und ihre Tollheiten treiben, von steifen Menuetten und gespenstischen Quadrillen bis zu schamlosem Fratzenschneiden, verrücktem Gehopse und lärmenden Gelagen. Sie erscheinen gewöhnlich nachts, wenn ich nicht schlafen kann...

Ivo Andrić

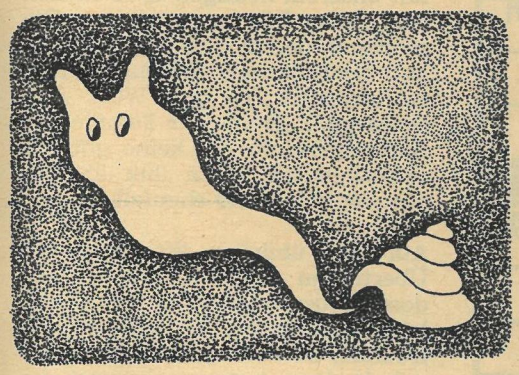
Die Poltergeister

Klaus Möckel

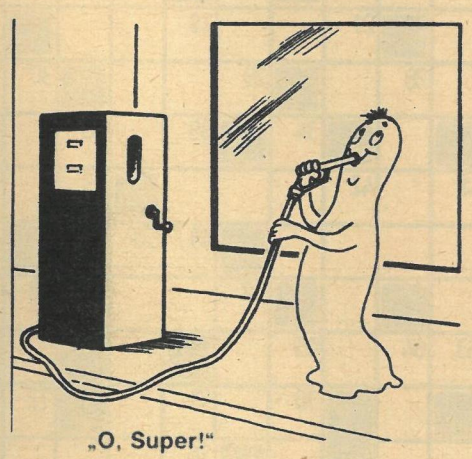
Wer brüllt da in den Straßen
Wer lärmt da vor der Tür
mit Rassel Pauke Schlachtgeschrei
Trompete und Panier
Wer zieht in wüsten Haufen
wie eine Landsknechtschar
am Wochenend
zu jenem Ort
der sonst so ruhig war
Das sind die Poltergeister
In jeder größern Stadt
die einen FC Stahl Grün-Weiß

Man kommt nur mit wenig Gepäck auf die Nachwelt. Voltaire

Viele Schrecknisse sind es größtenteils nur in der Einbildung. W. v. Humboldt



Der naturbleiche Schneck von Läpke



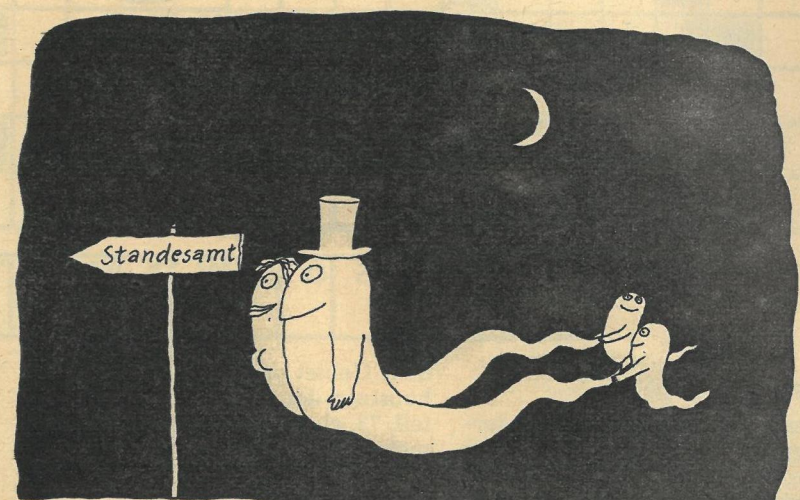
„O, Super!"

Epper

Neprakta

„Du bist erst vorige Woche gestorben. Erzähl mal, wie die Fernsehserie ausgegangen ist."

Simmrow



Th.

Theiler

Kein Gespenst überfällt uns in vielfältigeren Verkleidungen als die Einsamkeit, und eine ihrer undurchschaubarsten Masken heißt Liebe.

Katzenfreud...

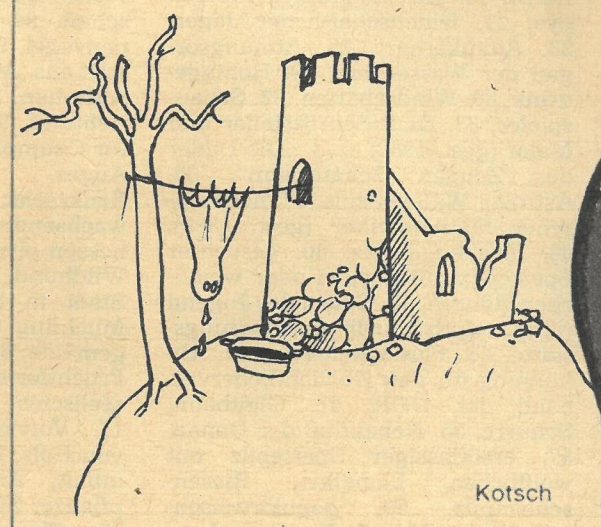
Komm, Feinsliebchen, komm ans Fenster!
Alles still und stumm.
Die Verliebten und Gespenster
Wandeln schon herum!

August v. Kotzebue

...und – leid

Von der letzten amourischen Bekanntschaft ist nichts übrig geblieben als ein öder Katzenjammer, ein widerwärtiger Spuk, ein gespenstiger Ärger; manchmal um Mitternacht miaut eine todte Katze in den Ruinen meines Herzens.

Heinrich Heine



Kotsch

oder Turbine hat
Wer johlt da auf den Rängen
am Stadion links am Tor
Wer pfeift und trampelt
flucht und singt
Grad wie ein Höllenchor
Wer leert die Buddel Weinbrand
und schmeißt sie auf den Platz
Und wenn der Nachbar protestiert
wer haut ihm vor den Latz
Das sind die Poltergeister
Kein klapperndes Gebein
kein Kettenrasseln ist ihr Trumpf

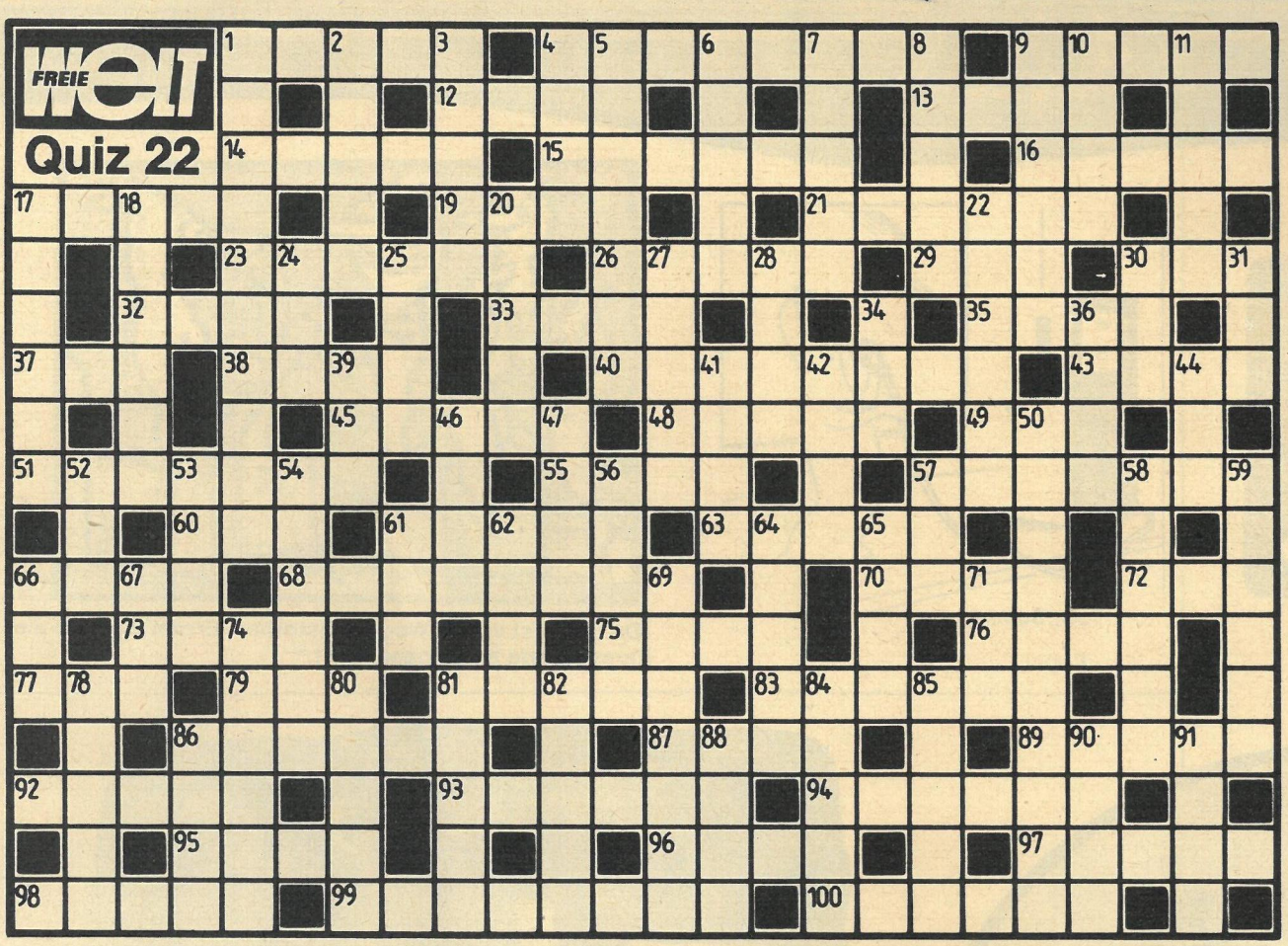
sie setzen Technik ein
Mit Glocke und mit Hupe
mit Jaulsirenenton
und manchmal mit Kanonenschlag
als Superattraktion
Ihr Schlachtruf Macht sie nieder
Hackt zu und sargt sie ein
und packt den Trillerpfeifenmann
mit in die Grube rein

Das sind die Poltergeister
Sie kriegen nie genug
Von Mon- bis Freitag sind sie stumm
doch ist die Woche endlich um

Heho beginnt ihr Spuk
Heho beginnt ihr Spuk.

Aus: „Die nackende Ursula", Eulenspiegelverlag

Was kein Geheimnis in sich birgt, hat keinen Reiz mehr. Anatole France



1	33	5	25	45	41	93	96	74	68	89	77	94	99											

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Totenreich, Unterwelt (griech. Mythol.), 4. sehr guter Speisepilz mit gelben Lamellen, 9. Angehöriger einer indoeuropäischen Völkergruppe, 12. Futterpflanze, 13. US-amerikanischer Dramatiker (gest. 1967), u. a. „Menschen am Broadway", 14. finnischer Erzähler (geb. 1920), u. a. „Der unbekannte Soldat", 15. Metallschmucktechnik, 16. Messer mit sichelförmiger Klinge, 17. Pilzgeflecht, 19. Kleidungsstück für Babys, 21. leidenschaftlicher Jäger, 23. Atomkernart, 26. Atmungsorgan der Wassertiere, 29. Honiggetränk, 30. Windschatten, 32. Schauspieler, 33. DDR-Schriftsteller und Maler (gest. 1983), u. a. „Die Bilder des Zeugen Schattmann", 35. Astrolog Wallensteins, 37. norwegischer Mathematiker (gest. 1899), 38. Kuchengewürz, 40. gesuchter Speisepilz mit grauen oder weißlichen Röhren, 43. Göttin der Jugend (nord. Mythol.), 45. Tierhaltungsstätte, 48. Flüssigkeitsrest, 49. Abkürzung für den Gewichtheberverband der DDR, 51. Gleitbahn, Schurre, 55. Nebenfluß der Donau, 57. erstklassiger Speisepilz mit weißlichen Lamellen, Riesenschirmpilz, 60. populärwissenschaftliche Unterhaltungssendung des Fernsehens, 61. positive Elektrode, 63. Studentenspeiseraum, 66. latein.: Fläche, 68. Fachmann auf dem Gebiet der Pilzkunde, 70. Behausung der Eskimos, 72. Körperteil, 73. chemisches Element, Nichtmetall, 75. französischer Schriftsteller (gest. 1951), u. a. „Die Falschmünzer", 76. Widerwille, 77. Titelgestalt einer Oper von Gotovac, 79. Gestalt aus „Der arme Konrad", 81. Bettuch, 83. verbreitete Bienenkrankheit, 86. bekannter und beliebter Speisepilz mit gelben Röhren, die bei Druck blauen, 87. fadenförmiges Horngebilde, 89. in Geld ausgedrückter Warenwert, 92. Tonschöpfung, 93. Schreckensherrschaft, 94. hühnerähnlicher Steppenvogel, 95. Überbleibsel, 96. Gestalt aus „Madame Pompadour", 97. Aufsehen, Skandal, 98. Ablagevorrichtung, 99. andere Bezeichnung für Champignon, 100. Netzhaut des Auges.

Senkrecht: 1. an Holzstubben wachsender Speisepilz, der roh genossen giftig wirkt, 2. australischer Wildhund, 3. Stufenfolge, Reihe, 4. Stadt in Belgien, 5. Pilzgattung, Milchling, 6. Gartenblume, 7. Tafelgemälde, 8. kleine Masseeinheit, 9. Fruchtform der Kreuzblütler, 10. seelischer Schmerz, 11. Schaukel, 17. Vorrichtung zum Verkohlen von Holz, 18. Baustoff, 20. Flächeninhalt, 22. wohlriechende Zierpflanze, 24. Münzeinheit in Japan, 25. Flechtmaterial, 27. Frauenname, 28. Halbaffe, 30. Teil des Auges, 31. Hausflur, 34. Ort in den Niederlanden (nördl. v. Apeldoorn), 36. sowjetischer PKW-Typ (geländegängig), 39. Nebenfluß der Aller, 41. Glied einer Formel, 42. Wettkampf im antiken Griechenland, 44. Handelsbrauch, 46. im Jahre, 47. Inselnehrung, bes. die bei Venedig, 50. zu den Trichterlingen gehörender Speisepilz (Mz.), 52. Zeitmesser, 53. Nebenfluß der Mosel, 54. Werkzeug, 56. Riedgras, 57. jugoslawische Insel vor der Nordküste Dalmatiens, 58. Streifen des Schriftsatzes, 59. Teil der Blumenkrone (Bot.), 61. Bühnenaufzug, 62. Gestalt aus „Eugen Onegin", 64. Gestalt aus „Die sizilianische Vesper", 65. waagerechte Mauerkante, 66. Göttin der Verblendung (griech. Mythol.), 67. Stadt in Angola, 69. Fabeltier, 71. polnischer Autor utopischer Literatur, 74. rätselhafter Ausspruch, 78. Larvenstadium des Schmetterlings, 80. Gruppe einer Kulturpflanzenart, 81. Angehöriger eines Volkes in der Sowjetunion, 82. tschechischer Männername, 84. mit der Bestimmung der augenblicklichen Position eines Schiffes oder Flugzeuges Beauftragter, 85. Grasland (österr.), 86. Stern im Sternbild Walfisch, 88. aus Sanddünen bestehende Wüste, 90. Karstfluß in Jugoslawien, 91. Titel von Kalifen.

Das Pilzesammeln ist für viele Menschen eine beliebte Freizeitbeschäftigung, die neben dem Vergnügen, ein wohlschmeckendes Gericht bereiten zu können, auch Entspannung und Erholung in der Natur bringt. Und selbst wenn – wie leider in diesem Jahr – das Wetter eine große Pilzernte versagt, gibt es in Wäldern, auf Wiesen oder in Parkanlagen immer etwas Interessantes zu entdecken.

Mit unserem heutigen Quiz suchen wir einen Pilz von mildem Geschmack, der in den Monaten August bis November in Laubwäldern zu finden ist. Der gute Würz- und Suppenpilz gehört zur Familie der Leistenpilze. Er hat keine giftigen Doppelgänger, denn ihm ähnlich sehende Pilze sind ebenfalls eßbar.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 22 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 9. November 1988 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 25/1988. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

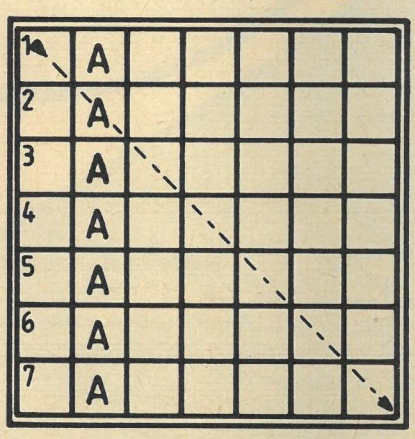
Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

Füllrätsel

1. veraltende Einheit der Wärmemenge, 2. dramatisch bewegtes episch-lyrisches Gedicht, 3. Einförmigkeit, 4. bestimmte Dinge zusammentragende Person, 5. Verkaufs-, Erfrischungsraum in Betrieben, 6. kahlköpfige Störche mit riesigem Schnabel und nacktem Kehlsack, 7. chemisches Element, Metall.

Bei richtiger Lösung ergibt sich in der gekennzeichneten Diagonale – in Pfeilrichtung gelesen – ein in der Natur nur chemisch gebunden vorkommendes Metall.



Um die Ecke gedacht

Gesucht wird eine Antwort erwartende Rundung.

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

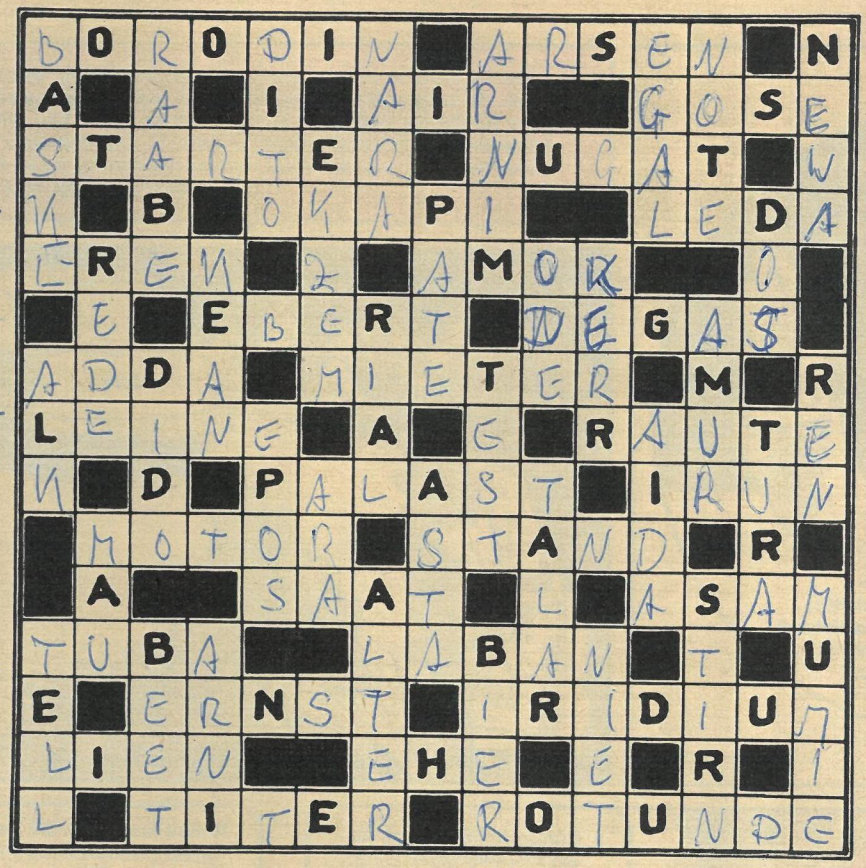
Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Reporter/Leser: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Wirtschaft: Wolfgang Tautenhahn
Tel.: 2 44 35 33
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02

Bild: Detlev Steinberg
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Bernd Siegmund

Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:
1. Nebenfluß des Po, 2. Oper von Verdi, 3. Aussehen, Miene, 4. nordischer Tauchvogel, 5. Lebensjahre, 6. Roman von H. Thürk, 7. Strom im Fernen Osten, 8. Papagei, 9. Wasserbüffel, 10. deutsche Schriftstellerin (gest. 1859), 11. chemisches Element, Halbmetall, 12. deutsche Künstlerfamilie (17./18. Jh.), 13. Frauenname (Kurzf.), 14. Angehöriger eines Volkes in den Westpyrenäen, 15. bestellte Gartenfläche, 16. alkoholhaltiges Getränk, 17. russischer Komponist der Oper „Fürst Igor", 18. französischer Maler (gest. 1917), 19. sagenhafte Gründerin Karthagos, 20. das Einerlei, 21. im altrömischen Recht das Heiratsgut der Frau, 22. DDR-Politiker (gest. 1979), 23. gleich, 24. Lebensbund, 25. Hauterkrankung, 26. erzählende Versdichtung 27. Ritter der Artus-Tafelrunde, 28. Gesetztheit, Würde, 29. obergäriges Bier, 30. chemisches Element, Edelmetall, 31. Grenzstadt in Nordspanien, 32. englischer Schauspieler (gest. 1833), 33. englischer Physiker (gest. 1907), 34. deutscher Choreograph und Tanzpädagoge (gest. 1958), 35. sagenhafte Königin von Sparta, 36. Seil, 37. Milz (latein.), 38. chinesisches Flächenmaß, 39. Wohnungsnutzer, 40. Kraftmaschine, 41. vor Verwesung geschützter Leichnam, 42. Stadt in Japan, 43. Fluß durch Leningrad, 44. Maschinenelement (veraltet), 45. Musikzeichen, 46. Mandelkonfekt, 47. Gedichtform, 48. kurzhalsige Giraffe, 49. Prunkbau, 50. Taufzeuge, 51. deutscher Erzähler (gest. 1910), 52. Arzneipflanze, 53. Vortrag, 54. Nordlandtier, 55. Währungseinheit in Iran, 56. Rundbau (Arch.), 57. junges Getreide, 58. Verkaufsplatz auf dem Markt, 59. Kraftfahrzeuganlasser, 60. Gesichtsteil, 61. Amtstracht, 62. Volksheld der Schweiz, 63. Prüfung, Versuch, 64. Gehalt einer Lösung an chemisch wirksamer Substanz, 65. Blechblasinstrument, 66. linker Nebenfluß des Tobol (Westsibirien).

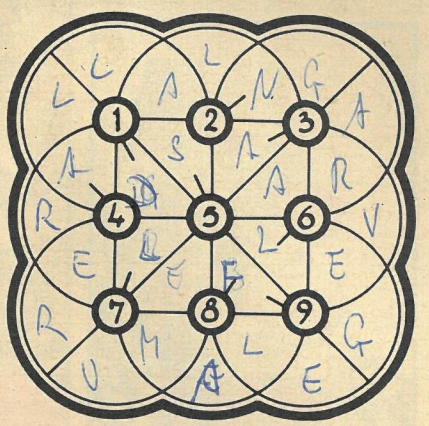


Anfangsbuchstaben der Lösungswörter – von oben nach unten gelesen – den Namen eines bedeutenden sowjetischen Erziehers und Pädagogen (gest. 1939).

1	M	E	I	N	I	N	G	E	N
2	A	L	E	M	A	N	N		
3	K	A	R	A	U	G	C		
4	A	M	S	T	E	R	D	A	M
5	R	E	D	A	K	T	E	U	R
6	E	H	R	E	N	B	U	R	G
7	N	A	L	T					
8	K	A	R	A	U	S	C	H	E
9	O	R	A	T	O	R	I	U	M

Rätselrosette

Die Lösungswörter nachfolgender Bedeutung beginnen jeweils in dem gekennzeichneten Feld und verlaufen in Uhrzeigerrichtung um die Zahl:
1. Stadt im Süden der USA, 2. Nasenlaut, 3. Fluß in Mittelsibirien, 4. Greifvogel, 5. Kreisstadt im Bezirk Gera, 6. Maske, 7. Geist eines Verstorbenen (röm. Mythol.), 8. Angehöriger der Niederländisch sprechenden Bevölkerung von Belgien und Nordfrankreich, 9. ungezogener, grober Mensch.



Damespiel „100"

Die folgende Kurzpartie ist eine Seltenheit im Internationalen Damespiel; denn meist beanspruchen die Gefechte auf hundert Feldern 50, 60, manchmal auch 80 und mehr Züge. Die Kontrahenten sind Mitglieder der Betriebssportgemeinschaft Motor IFA Karl-Marx-Stadt, der „Damespielhochburg" unserer Republik. Günter Bäßler, Sektionsmeister 1984 und 1985 sowie 1983 und 1986 im Blitzspiel, zählt zu den Spitzenspielern.
Günter Bäßler–Christoph Strecha (beide BSG Motor IFA): **1. 33-28 17-21 2. 31-27 18-23 3. 39-33 13-18 4. 44-39 9-13 5. 36-31 21-26 6. 41-36 4-9 7. 47-41 20-24 8. 34-29 23:34 9. 40:20 15:24 10. 39-34 10-15 11. 34-30 18-23 12. 30-25 12-18 13. 43-39 7-12 14. 49-43 14-20 15. 25:14 9:20 16. 39-34 12-17 17. 34-29 23:34 18. 27-21 16:27 19. 32:25 Schwarz gab auf.**

Geschütteltes

Werden GEN und ORGIE zusammengenommen
und ein wenig geschüttelt,
ist die alte Bezeichnung für die Dahlie ermittelt.

Vom Kern zum Wort

Die Lösungswörter nachfolgender Bedeutung sind waagerecht einzusetzen:
1. Kreisstadt im Bezirk Suhl, 2. germanischer Volksstamm, 3. Segelschiff des Mittelalters, 4. Hauptstadt der Niederlande, 5. Fachkraft in Presse, Buchverlagen, beim Rundfunk oder Fernsehen, 6. russisch-sowjetischer Schriftsteller (gest. 1967), 7. Hauptstadt der ASSR der Kabardiner und Balkaren (RSFSR), 8. Karpfenfisch, 9. episch-dramatisches Musikwerk für Solostimmen, Chor und Orchester.
Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben – von oben nach unten gelesen – den Namen eines bedeutenden sowjetischen Erziehers und Pädagogen (gest. 1939).

Gereimtes

Wird ein Schweizer Kanton mit der Kommandostelle von Schiffen verbunden, ist der Zugang von mittelalterlichen Befestigungsanlagen gefunden.

Auflösungen aus Heft 21/1988

Kreuzgitter. Waagerecht: Stern (12), Plakat (60), Engel (26), DEFA (39), Insel (9), Marc (77), Karosse (50), Ihle (6), Ringen (46), Tartan (29), Deneb (19), Ida (57), Kastor (71), Azteken (15), Ara (42), Obst (3), Weg (62), Form (44), Seni (21), Opal (48), Atem (31), Eden (66), Lena (38), Sud (16), Null (75), Gas (27), Traktat (5), Inlett (55), Arm (2), Aasen (51), Erhalt (32), Ganter (68), Ware (76), Skalden (35), Ines (22), Genus (78), Reka (13), Armee (43), Anilin (58), Riese (8).

Senkrecht: Stier (24), Eisen (36), Nelke (64), Igor (74), Plaste (45), Ammer (69), Adria (41), Technik (30), Lateran (20), Andromeda (10), Saba (61), Isar (7), Gut (59), Tete (47), Nossen (67), Deka (17), Kara (53), Safe (72), Zwillinge (11), Egon (33), Tenuis (70), Omsk (4), Page (23), Lust (54), Torr (18), Utah (49), Atze (1), Taxwert (40), Amerika (25), Talk (73), Len (37), Ataman (65), Renan (56), Assel (34), Anger (63), Tinte (14), Rispe (52), Duma (28).

Füllrätsel: 1. Antonow, 2. Bandage, 3. Spanien, 4. Schanze, 5. Ausland, 6. Magadan.
Silbenrätsel: 1. Balken, 2. Alkine, 3. Ablage, 4. Terpentin, 5. Kresse, 6. Ansicht, 7. Leichter, 8. Flegel, 9. Reprint, 10. Funktionär, 11. Stereometrie, 12. Sevilla, 13. Ostsee, 14. Kartusche, 15. Agentur, 16. Reederei, 17. Antimon, 18. Adoration, 19. Bursche, 20. Umschreibung, 21. Amsterdam, 22. Chianti, 23. Beresina, 24. Riesin, 25. Stakete – „Alberne Leute sagen Dummheiten, gescheite Leute machen sie."
Um die Ecke gedacht: Affenbrotbaum.

Auflösung des Kreuzworträtsels Quiz 19 (Heft 19)

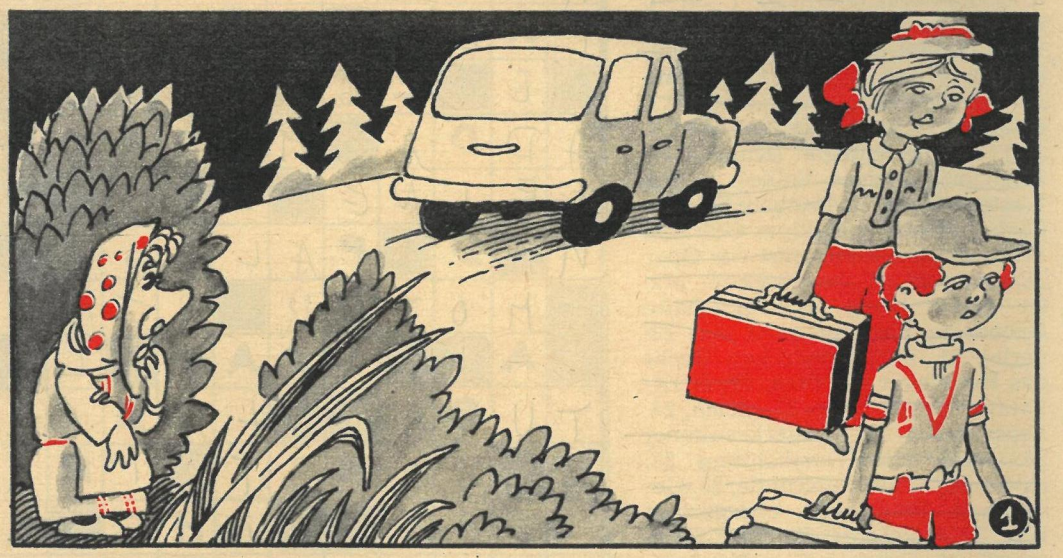
Waagerecht: 1. Dimitroff, 6. Stotinki, 11. Ili, 12. Ria, 13. Köm, 14. Los, 16. Naab, 18. Adria, 20. Akte, 22. Peri, 23. Kahn, 24. Kerr, 25. Erk, 26. Dalben, 30. Lupe, 32. Sake, 33. Alai, 34. Nizza, 37. Oie, 38. Gas, 40. Esel, 41. Kant, 44. Leis, 45. Dobrudscha, 46. Esse, 48. Erek, 51. Balg, 52. Man, 53. Ufa, 54. Streu, 56. Ewer, 59. Amor, 60. Glut, 61. Ablage, 63. Spa, 66. Stoa, 69. Reni, 71. Orla, 72. Peso, 74. Lapis, 75. Iler, 77. Ges, 78. Tal, 79. iga, 80. Goa, 81. Euler, 82. Serenade, 83. Bulgarien.
Senkrecht: 1. Dekade, 2. Mimik, 3. Talar, 4. Obst, 5. Fis, 6. Sirene, 7. Ornis, 8. Irak, 9. Irene, 10. Tabak, 15. Okraz, 17. Balkan, 18. Arda, 19. Rila, 21. Ella, 27. Alte, 28. Biese, 29. Niere, 31. Passat, 32. Sek, 35. Ilona, 36. Zirkel, 37. Ochse, 39. Sue, 42. Anapa, 43. Tegel, 44. Lom, 47. Steg, 49. Rimini, 50. Kur, 54. Step, 55. Russe, 57. Walpole, 58. Ressort, 60. Gelege, 62. Ballen, 63. Sofia, 64. Arras, 65. Aorta, 67. Tosca, 68. Abtei, 70. Ilse, 73. Engel, 76. Lab.
Lösung: Sosopol – Welingrad

Es gewannen:
1. Preis:
100,– M Jakob Still, Weimar, 5300;
2. Preis:
75,– M Gisela Ignor, Schönebeck, 3300;
3. Preis:
50,– M Ilse Gropp, Blankenburg-Oesig, 3720;
4.–8. Preis:
je 25,– M Christa Seifert, Zwickau, 9561; Rudi Dietze, Lohmen, 8354; G. Kubitzky, Hohenmölsen, 4860; Martin Schlenzig, Berlin, 1144; Klaus Sturm, Hennigsdorf, 1422.

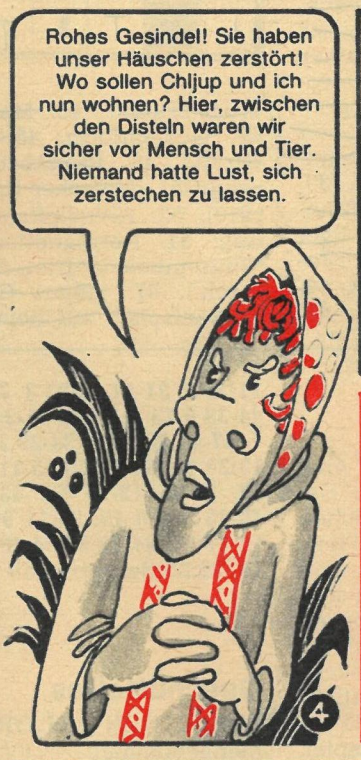
Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

★ KINDERSERIE Chljup und Krapa 1

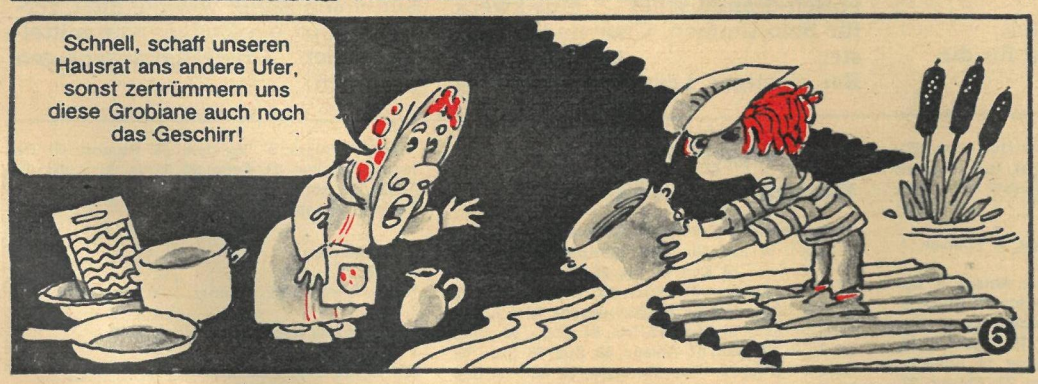
Tief im Wald, in einem hübschen alten Forsthaus, lebt Großvater Timofej mit seinem Hund Tusik. An langen Winterabenden, wenn sich der Schnee bis zu den Fenstern hinauf türmt und eisige Winde die Wipfel der Tannen zausen, ist es hier sehr einsam. Nur Rehe, Hasen und Wildschweine sind hin und wieder zu Gast. Im Sommer aber ist es vorbei mit der Langeweile. Die Enkel kommen aus der Stadt, und es geht lustig zu im Forsthaus. Endlich der ersehnte Tag: Mascha und Petja sind da!



Kaum schickt die Morgensonne ihre ersten Strahlen in den Wald, da sind die Geschwister schon unterwegs zum Flüßchen. Doch wo ist der alte Weg? Ringsum nur Brennesseln und Disteln…
Auf der Stelle machen sie sich daran, das Unkraut auszureißen.



Mit Feuereifer gingen die Kinder den stachligen und brennenden Wegelagerern zu Leibe. Immer näher kamen sie dem Flüßchen. Und ahnten nicht, daß sie zwei winzigen Menschlein – Krapa und ihrem Neffen Chljup – großes Leid zufügten. Zum Glück waren die beiden wenigstens mit dem Leben davongekommen und unverletzt…



Während Mascha und Petja fröhlich ihren ersten Ferientag genießen, denken Chljup und Krapa angestrengt darüber nach, wie sie die Kinder für immer aus dieser Gegend vergraulen könnten. Wird es ihnen gelingen?

Besuch bei der Einsiedlerin:

Kein Ende der Einsamkeit?

Von der Einsiedlerfamilie, die sich vor einem halben Jahrhundert aus religiösem Fanatismus in die Taiga zurückgezogen hatte, lebt nur noch die jetzt 44jährige Agafja (zuletzt FW 10/88). Im Juni erhielt Wassili Peskow einen acht Seiten langen Brief von ihr: „... nach Ihnen war bis zum Mai niemand mehr hier." Ausführlich berichtet Agafja, daß sie eine rote Bluse und ihren Sonntags-Sarafan als „Bärenscheuche" aufgehängt habe. Hinter all ihren Worten war die sie bedrückende Einsamkeit zu spüren ...

Flug über die Taiga, für uns schon etwas Gewohntes. Der Herbst vergoldet die Wiesen. Birken und Espen leuchten hie und da als Farbtupfer rot und gelb aus den Kiefernwäldern heraus. Man kann darüber rätseln, ob die Bären von Agafjas roten Lappen Notiz nehmen oder nicht – wir jedenfalls haben sie aus der Höhe sofort entdeckt. Als wir gelandet sind, kommt niemand aus dem Wald, uns zu empfangen. Sollte die Herrin des Hauses nicht daheim sein? Doch als wir nach dem Anlegen eines provisorischen Übergangs aus Baumstämmen unsere Fracht – drei Ballen Heu und fünf Säcke Kraftfutter für die Ziegen, Mehl, Grütze, Honig, Kerzen, Batterien, eine Taschenlampe, Töpfe, ein Sieb, eine Decke, Papier, Umschläge, Bleistifte, einen ganzen Pappkarton voller Geschenke, ein Stück Stoff zum „Abschrecken der Bären", einen Käfig mit Hühnern und einen kleinen Rüden – zum Pfad schleppen, erscheint sie (unteres Foto rechts).

„Agafja! Hast Du auf uns gewartet?"

„Ja, und wie. Ich hatte Angst, daß das Wetter nicht halten würde. Hab' zu Gott gebetet..."

Dieses Jahr zeichnete sich hier im Sajan-Gebirge durch viel Regen aus. Der auch sonst eigensinnige Abakan trat über seine Ufer, riß überall Bäume um, änderte an einigen Stellen seinen Lauf und veränderte insgesamt das gewohnte Leben am Fluß. Den Geologen, die sich um die Einsiedlerin kümmern, trug der Abakan den Landstreifen weg, auf dem die An-2 immer gelandet ist. Man konnte die Wissenschaftler nur noch mit dem Hubschrauber erreichen – Agafja übrigens auch, denn die Stromschnellen machten den Fluß unpassierbar. Der Regen (und Schnee im Juni!) „beschädigte", wie Agafja sagt, die Beerensträucher des Waldes. Nur der Garten ließ Agafja nicht im Stich, allerdings reifte alles mit Verspätung. Die Schoten und Erbsen, mit denen Agafja uns bewirtet, sind grün wie im Juli. Grün steht auch der schlummernde Hanf auf dem Halm, nur der Streifen des am Boden liegenden Weizens zeigt einen Anflug und Bräune (und das im September!). Wozu Hanf und Weizen, und das in so geringen Mengen? Es stellt sich heraus: als Saatgut-Vorrat. Hilfe aus der „Zivilisation" ist eine gute annehmbare Sache, aber – „Hilf' Dir selbst, dann hilft Dir Gott!" – man sollte auch hin und wieder an die „Autonomie" denken...

Bereitwillig erzählt Agafja, was sie gestern gegessen hat, was heute auf dem Herd steht und was es morgen gibt. Zu Tisch geht sie zweimal am Tage – mittags und abends. Das Essen ist monoton, aber durchaus erträglich: Suppe aus getrockneten Milchpilzen mit Kartoffeln, Erbsensuppe, abgeschmeckt mit Rettich, Möhren, Zwiebeln und Knoblauch, Haferflocken-, Reis- und Grützbrei, manchmal mit einem Löffel Butter oder Honig. Die Krönung von allem ist Milch. Agafja hat sich an Milch gewöhnt, spürt die Kraft, die in ihr steckt, und scheut deshalb die Arbeit nicht, die ihr die Ziegen machen: „Ohne die Milch würde ich bald Onkelchen ins Grab folgen, hab' eine schwache Lunge..."

Jetzt fällt uns der Brief wieder ein, den Agafjas Verwandte aus Kilinsk mitgegeben haben. „Du unsere liebe Bewohnerin der Einöde, wie kommst Du so allein zurecht, allein in der weiten, riesigen Taiga..." liest Agafja vor und wird still, ganz in den Brief vertieft. „Sie wollen, daß ich zu ihnen komme", sagt sie, als wir etwas abseits Platz genommen haben. „Sie laden mich ein. Doch was wäre das für ein Leben für mich, wie sollte ich meine Gebete verrichten, wo ihre Kinderchen Pioniere sind. Und Onkelchen hat seinen Segen dazu nicht gegeben..."

Trotz meiner guten Kenntnis des Charakters der 44jährigen „Bewohnerin der Einöde" wiederhole ich doch einige der Überlegungen, von denen schon bei unserem letzten Besuch im Winter die Rede war: „Du könntest ganz plötzlich krank werden – keiner kann Dir helfen. Oder denk' an die Bären, oder an Feuer im Blockhaus! Du stellst noch immer Kerzen neben die Schachteln aus Birkenrinde. Das brennt wie Zunder, und wenn Du eingeschlafen bist, es nicht merkst..."

„Egal. Passieren kann alles. Ich helfe mir mit Gebeten, Angst habe ich keine. Bin hier geboren, fürchte mich nicht, hier zu sterben..."

Damit ist unser Gespräch über einen möglichen Umzug in die Zivilisation beendet. Aber die Blockhütte sieht anders aus als im März. Im Schnee schien sie geduckt, an den Erdboden gepreßt zu sein, jetzt hat sie sich gleichsam aufgerichtet und blinkert freundlich mit ihren drei Fensterchen. In einem davon steht eine hübsche Blume – eine Paprikapflanze im Topf, wie sich herausstellt. Selbst in ihrer „Gartentracht" ist Agafja (Foto ganz oben) jetzt unendlich weit entfernt von jener rußverschmierten, unansehnlichen Wilden, der wir vor einem Jahrfünft zum ersten Mal begegnet waren. Ihr Gesicht, das in früheren Zeiten durch seine mehlige Blässe verblüffte, ist jetzt braungebrannt und zeigt sogar einen Anflug von Rosigkeit. „Kommt das von den Möhren oder von der Sonne?" Die Frage mit einem Scherz beantwortend, hält Agafja es für notwendig, von ihrem kürzlichen Besuch in der alten Wohnstatt zu berichten: „Gott, wie haben wir damals gehaust. Finsternis, schmieriger Ruß..."

Agafja hat auf die dutzendmal geflickten Hemden aus selbstgewebtem Stoff, den Kienspan, Schuhe aus Birkenrinde und grob behauenes Holzgeschirr ohne Bedauern verzichtet und ist in verblüffender Weise erwachsener geworden durch die Kommunikation mit anderen Menschen. In ihrer Geisteshaltung jedoch hat sie keine ihrer Positionen aufgegeben und wird das auch bis zum Ende nicht tun. Darin liegt ihre Kraft und gleichzeitig ihre Tragödie. Denn das Leben in völliger Einsamkeit und ohne den Vater wird für sie zu einer immer härteren Prüfung. „Das Gebet hast Du früher mit voller Stimme verrichtet, jetzt flüsterst Du nur noch", sagen wir. „Wer braucht noch meine Stimme?" antwortet sie. „Gott hört mich auch so. Wenn ich mal ein Wort sage, dann nur dem Ziegenbock..."

Text und Fotos: Wassili Peskow

Dein Arbeitsplatz bei uns!

VEB KOMBINAT SCHIFFBAU

Zur Lösung volkswirtschaftlich bedeutender Aufgaben benötigen wir dringend Spezialisten, Fachkräfte und ungelernte Arbeitskräfte. Insbesondere suchen wir:

Konstrukteure
Ingenieure für Elektrotechnik/Elektronik
Schweißer
Stahlbauer
Schlosser
Zerspaner
Elektriker
Entroster/Konservierer

Wir gewähren:

- **gute Verdienstmöglichkeiten**
- **jährliche Treueprämie nach 2 Jahren der Betriebszugehörigkeit**
- **Jahresendprämie**
- **hochwertige Arbeiterversorgung**
- **Unterkunft in modernen Arbeiterwohnheimen**
- **vielseitige kulturelle, sportliche und soziale Betreuung**
- **gute Qualifizierungsmöglichkeiten**

Ihre Bewerbung richten Sie bitte an:
VEB Kombinat Schiffbau
Informations- und Beratungszentrum
Barnstorfer Weg 52
Rostock
2500
Tel. 36 74 96

oder an die Arbeitskräftelenkung der Betriebe
VEB Schiffswerft „Neptun" Rostock
VEB Mathias-Thesen-Werft Wismar
VEB Volkswerft Boizenburg
VEB Warnowwerft Warnemünde
VEB Peene-Werft Wolgast
VEB Schiffswerft Rechlin
VEB Dieselmotorenwerk Rostock
VEB Gießerei und Maschinenbau Torgelow
VEB Schiffswerft Oderberg
VEB Yachtwerft Berlin
– Wendenschloßstraße –
VEB Kühlautomat Berlin
– Segelfliegerdamm –
Reg.-Nr. 54/I/88

XVII. Festival des sowjetischen Films in der DDR vom 27. 10.–3. 11. 1988

Im Programm

Der kalte Sommer des Jahres 53 ...
Leben und Tod eines aufrechten Menschen.
Anatoli Papanow in seiner letzten Rolle.
2. Preis des sowjetischen Unionsfilmfestivals 1988
Regie: Alexander Proschkin

Und morgen war Krieg
Die aus der 9b.
Ein Zeitbild aus dem Jahre 1940.
Sonderpreis der Jury Mannheim 1987,
Hauptpreis Valladolid 1987
Regie: Juri Kara

Das Thema
Kreativität als Preis für Ruhm und Privilegien?
Eine Daseinslüge demaskiert sich.
In den Hauptrollen: Inna Tschurikowa und Michail Uljanow
„Goldener Bär" und
FIPRESCI-Preis Berlin (West) 1987
Regie: Gleb Panfilow

Spiele für Schulkinder
Verschlossene Türen zum Elternhaus –
Heimkinder mit bitteren Biografien.
Hauptpreis des sowjetischen Unionsfilmfestivals 1987,
UNICEF-Preis Berlin (West) 1987
Regie: Leida Laius/Arvo Iho

Die Festnahme
Anschlag auf eine kosmische Radarstation
– eine spannende Fiktion.
Regie: Sergej Tarassow

Die Kommissarin
Ein faszinierendes Frauenschicksal unter der Fackel der Revolution.
In den Hauptrollen: Nonna Mordjukowa und Rolan Bykow.
„Silberner Bär" Berlin (West) 1988
Regie: Alexander Askoldow

Und die Kinderfilme:

Mein Haus auf den grünen Hügeln
Wenn die Schule beginnt...
Aus der Geborgenheit der heimatlichen Jurte in ein städtisches Internat.
1. Preis des sowjetischen Unionsfilmfestivals 1986
Regie: Assja Sulejewa

Die zwölf Monate
Wieder im Kino: Das Zeichentrick-Märchen von dem Wunder in der Silvesternacht
Regie: Iwan Iwanow-Wano

Progress Film-Verleih

Deine Zukunft! Die Deutsche Reichsbahn braucht auch Dich!

Die wachsenden Beförderungsaufgaben der Deutschen Reichsbahn stellen hohe Anforderungen an die Instandhaltung von Triebfahrzeugen, Reisezug- und Güterwagen und an den Neubau von Reisezug- und Güterwagen sowie Container und Rationalisierungsmittel.

Zur Erfüllung dieser Aufgaben benötigt der Bereich Fahrzeugausbesserung dringend folgende Arbeitskräfte:

- **Schlosser**
- **Elektriker**
- **Baufacharbeiter**
- **Facharbeiter für Holzbearbeitung**
- **Facharbeiter für Werkzeugmaschinen**
- **Facharbeiter für Schweißtechnik**
- **Hoch- und Fachschulkader des Maschinenbaus, der Elektrotechnik/Elektronik und der Informatik**

Der Bereich Fahrzeugausbesserung bietet:

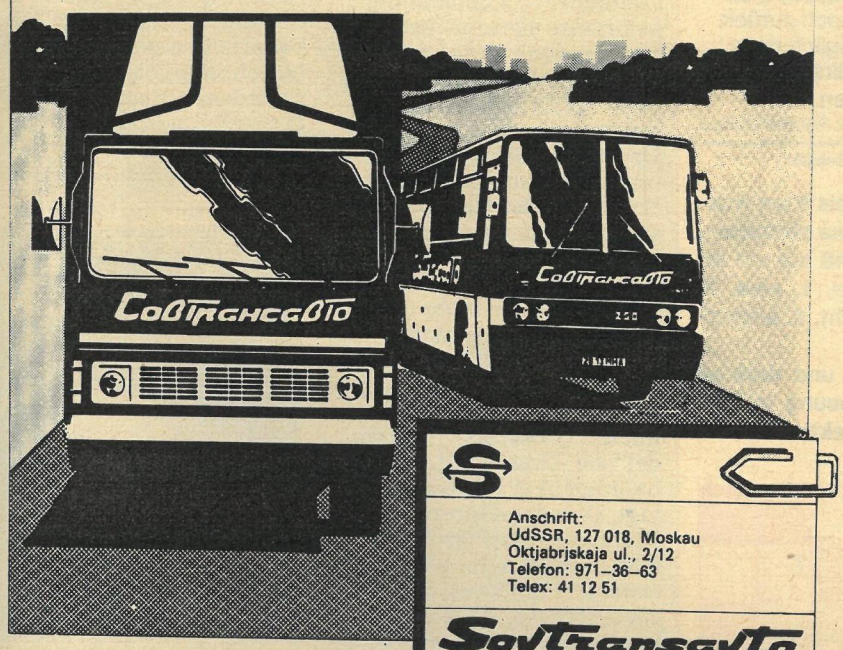
- gute Verdienstmöglichkeiten mit zusätzlichen Prämien für Schicht-, Nacht- und Wochenendarbeit;
- Jahresendprämie;
- Belohnung für längere Dienstzeit bis zu 8 % des Bruttoeinkommens der letzten 12 Monate bereits nach drei Arbeitsjahren;
- Freifahrscheine innerhalb der DDR und für das sozialistische Ausland (auch für Familienangehörige);
- vielfältige Sozialleistungen in betriebseigenen Ferienheimen, Betriebsambulatorien und Kindereinrichtungen;
- günstige Renten.

Die Reichsbahnausbesserungswerke (Raw), Abt. Kader und Bildung nehmen Ihre Anfragen und Bewerbungen gern entgegen:

Raw „Franz Stenzer", Revaler Straße 99, Berlin, 1034
Raw „Roman Chwalek" Adlergestell 143, Berlin, 1190
Raw „Wilhelm Pieck" Emilienstr. 45, Karl-Marx-Stadt, 9075
Raw „Emerich Ambros", Emerich-Ambros-Ufer 50/52, Dresden, 8012
Raw „7. Oktober" Bühlaustr. 43, Zwickau, 9541
Raw „Helmut Scholz" Am Flutgraben 2, Meiningen, 6100
Raw „Ernst Thälmann", Kanenaer Weg 1, Halle/Saale, 4020
Raw „Magdeburg, Alt Salbke 11/13, Magdeburg, 3010
Raw „Fritz Heckert", Tangermünder Straße 23, Stendal, 3500

Reg.-Nr. 136/III/88

SOVTRANSAVTO bedeutet Personen- und Güterbeförderung per Achse
SOVTRANSAVTO bedeutet Kraftverkehr zwischen der Sowjetunion und Ländern Europas und Asiens
SOVTRANSAVTO bedeutet 23 reguläre Linien für Sammelguttransporte
SOVTRANSAVTO bedeutet Güterbeförderung aus Westeuropa nach Asien.
Zur Beförderung werden Außenhandels- und Ausstellungsgüter sowie Diplomaten- und Privatgepäck übernommen.
SOVTRANSAVTO STETS ZU IHREN DIENSTEN!



Anschrift:
UdSSR, 127 018, Moskau
Oktjabrjskaja ul., 2/12
Telefon: 971–36–63
Telex: 41 12 51

Sovtransavto

Das VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke braucht auch Dich!

Für die Inbetriebnahme, Rekonstruktion, Projektierung, Bedienung, Wartung und Instandhaltung modernster Energieerzeugungsanlagen stellen wir in unseren Kombinatsbetrieben ein:

- **Maschinisten für Wärmekraftwerke, Bekohlung, Entaschung und Bahnbetrieb**
- **Instandhaltungsmechaniker und Schlosser aller Art**
- **Zerspanungsfacharbeiter**
- **Schweißer aller Prüfgruppen**
- **Bauhandwerker, Isolierer und Vulkaniseure**
- **Elektromonteure und Elektromaschinenbauer**
- **Werkstoffprüfer**
- **Meister, Ingenieure und Ökonomen sowie alle, die Kraftwerker werden wollen.**

Wir gewähren:
- Entlohnung nach dem Rahmenkollektivvertrag Energie
- jährliche Treueprämie nach 2jähriger Betriebszugehörigkeit
- Jahresendprämie
- Montagegeld
- kostenloser Berufsverkehr
- kostenlose Unterbringung in Arbeiterwohnunterkünften bis zur Zuweisung einer Wohnung
- Wohnungsbereitstellung nach Dringlichkeit und betrieblichen Schwerpunkten
- umfangreiche Ausbildungs- und Qualifizierungsmöglichkeiten aller Studienformen
- vielseitige kulturelle, sportliche und soziale Betreuung, einschließlich der Bereitstellung von Urlaubs- und Kinderferienplätzen in den betrieblichen Ferieneinrichtungen.

Richten Sie bitte Ihre Bewerbungen an das Arbeitskräfteberatungszentrum des VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke, Sitz:

VEB Instandsetzung Kraftwerke
Arbeitskräfteberatungszentrum
Postfach 13
Cottbus, 7500

Wir erwarten Sie auch zu persönlichen Informationsgesprächen in unserem Arbeitskräfteberatungszentrum, Karl-Marx-Str. 13, im Arbeiterwohnheim – Nähe Hotel „Lausitz" – zu unseren Sprechzeiten:

Dienstag	9–11 Uhr und 13–18 Uhr
Donnerstag	9–11 Uhr und 13–16 Uhr
Freitag	7–12 Uhr

Außerhalb der Sprechzeiten nach telefonischer Vereinbarung,
Telefon: Cottbus 61 43 48.

Weiterhin können Sie sich direkt in den Kaderabteilungen der Kombinatsbetriebe bewerben:

- **VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke, Stammbetrieb Jänschwalde – Kraftwerk der Jugend „Wilhelm Pieck" –, Sitz Peitz, 7520**
- **VEB Großkraftwerk Boxberg, Boxberg, 7586**
- **VEB Kraftwerke Lübbenau/Vetschau, PSF 17, Lübbenau, 7543**
- **VEB Kraftwerke „Völkerfreundschaft", Hagenwerder, 9805**
- **VEB Kraftwerke „Elbe", Vockerode, 4401**
- **VEB Kraftwerk Thierbach, Espenhain, 7204**
- **VEB Instandsetzung Kraftwerke, Peitz, 7520**
- **VEB Reparaturwerk „Clara Zetkin", PSF 109, Erfurt, 5010**
- **VEB Pumpspeicherwerke Hohenwarte, Hohenwarte, 6801**

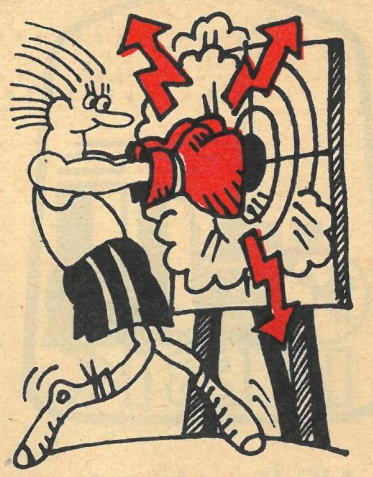
Reg.-Nr. 105/II/88

Einmal ist keinmal

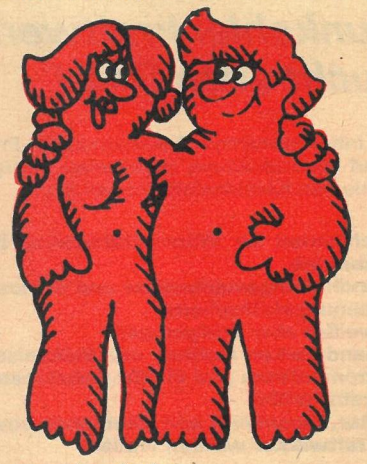
Zahlen begleiten uns das ganze Leben lang. Dem trägt natürlich auch das Sprichwort Rechnung. Es sind vor allem die Zahlen eins bis drei, mit denen umgegangen wird. Also: Bis drei sollte man schon zählen können, sonst wird man eingeschätzt wie der Bursche, der so aussieht, als ob er keinen drei Schweinen die Kohlsuppe einschütten kann: **как бу́дто трём свинья́м щей не разольёт…**

Beginnen wir bei den besonders zahlreichen Fügungen mit der Zahl eins: Zunächst ist man mutterseelenallein – **оди́н как перст,** allein wie ein Finger, doch hat man Gefährten gewonnen, heißt es bald: **Оди́н за всех, все за одного́** – Einer für alle, alle für einen. Es kann freilich vorkommen, daß einmal einer darunter ist, der mit schlechtem Beispiel vorangeht, dann heißt es: **Одна́ парши́вая овца́ всё ста́до по́ртит** – Ein räudiges Schaf verdirbt die ganze Herde. Man sollte sich aber hüten, alle über einen Kamm zu scheren – **стричь всех под одну́ гребёнку.** Man kann auch nicht alle auf eine Stufe stellen, denn sie sind nicht immer vergleichbar. Im Russischen steht hierfür: **ста́вить на одну́ до́ску** – jemanden mit anderen auf dasselbe Brett stellen. Ebensowenig läßt sich alles auf einen Haufen wälzen – **валя́ть в одну́ ку́чу** · Wir sagen statt dessen: alles in einen Topf werfen. Nun gut, der Mensch kann sich irren, es sollte nur nicht zur Gewohnheit werden: Einmal ist keinmal – **Оди́н раз не счита́ется** – Einmal zählt nicht. Es gibt allerdings Menschen, die verwenden ihre gesamte Energie zur Erreichung eines Ziels – **бить в одну́ то́чку** –, schlagen auf einen Punkt. Unsere Wendung – immer auf demselben herumreiten – trifft den positiven Kern der russischen Wendung nicht. Wir sagen es „nicht sprichwörtlich": Er kennt nur das eine, nehmen wir an, die Arbeit, oder gar die Liebe? Hier ist Vorsicht geboten, denn Liebe und Haß liegen dicht beieinander: **От любви́ до не́нависти оди́н шаг** – Von der Liebe zum Haß ist es nur ein Schritt. Gute Voraussetzungen sind meist da gegeben, wo beide Partner aus demselben Holz geschnitzt, russisch aus einem Teig – **из одного́ те́ста** – gemacht sind. Bei manchen Paaren sagt man auch, der eine ist nicht besser als der andere und meint: Gleich und gleich gesellt sich gern – nicht unbedingt im positiven Sinne. Russisch läßt sich das kürzer ausdrücken – **Два сапога́ па́ра** – Zwei Stiefel sind ein Paar. Mitunter gerät man ins Zweifeln, wie man eine Sache einschätzen soll und wird den Eindruck nicht los, daß es nichts Halbes und nichts Ganzes ist – **ни два ни полтора́** – weder zwei noch anderthalb. Oft steht man sogar zwischen zwei Feuern – **оказа́ться ме́жду двух огне́й,** kann sich weder für das eine noch das andere – **одно́ из двух** – entscheiden. Jedes Ding hat seine zwei Seiten, wie der Stock zwei Enden hat – **па́лка о двух концах.** Eins allerdings ist sonnenklar, so wie zwei mal zwei vier ist – **как два́жды два четы́ре** –: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein – **Одни́м хле́бом сыт не бу́дешь.** Das muß auch der Klügste einsehen, von dem man im Russischen sagt, er habe eine sieben Spannen breite Stirn: **Он семи́ пя́дей во лбу.** Wer sich im Schweiße seines Angesichts etwas geschaffen hat, wem also siebenmal der Schweiß ausgebrochen ist – **Семь пото́в сошло́,** der hat seine Erfahrungen, der kennt sein Fach wie seine Westentasche, wie seine fünf Finger: **знать как свой пять па́льцев.** Allerdings ist nichts vollkommen, vor Fehlern ist keiner sicher – **Конь о четырёх нога́х, да и тот споты́кается** – Das Pferd hat vier Beine, und trotzdem stolpert es! Aber Sie sind hoffentlich nicht von der schüchternen Sorte, gehören nicht zu den „zaghaften Zehn" – **быть не из ро́бкого деся́тка…** Das können Sie beweisen, indem Sie sich wiederum unserer Preisfrage zuwenden. Dabei halten wir uns im Verhältnis zu jenem impulsiven Menschen, der auf ein Wort immer gleich zehn sagt – **Ты ему́ сло́во, а он тебе́ де́сять** – noch zurück. Wir möchten lediglich neun Wörter in das Füllrätsel eingetragen haben.

Hella Rymarowicz



бить в одну́ то́чку



из одного́ те́ста

Конь о четырёх нога́х, Да и тот споты́кается.

Russisch

in Redensarten

Zeichnungen: Detlev Schüler

PREISFRAGE

Bitte die aus dem Text stammenden Begriffe 1 bis 9 ins Russische übersetzen und waagerecht in das Schema eintragen. Die Buchstaben der roten Felder so ordnen, daß sie ein im Text genanntes Sprichwort (3 Wörter) ergeben. 1. eins, 2. Finger, 3. Schritt, 4. Schaf, 5. Mal, 6. zwei, 7. nicht, 8. anderthalb, 9. Stock

Zu gewinnen sind: Einmal 100 M, einmal 75 M und dreimal 50 M. Einsendeschluß: 9. November 1988. Auflösung in Heft 25/88. Ihre Postkarte senden Sie bitte an: Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056.

1				2				3		
4				5		6			7	
8						9				

Die allerletzten Badegäste der Saison fotografierte Fritz Martin, Torgau, am Strand von Sotschi.

Die Windbergbahn

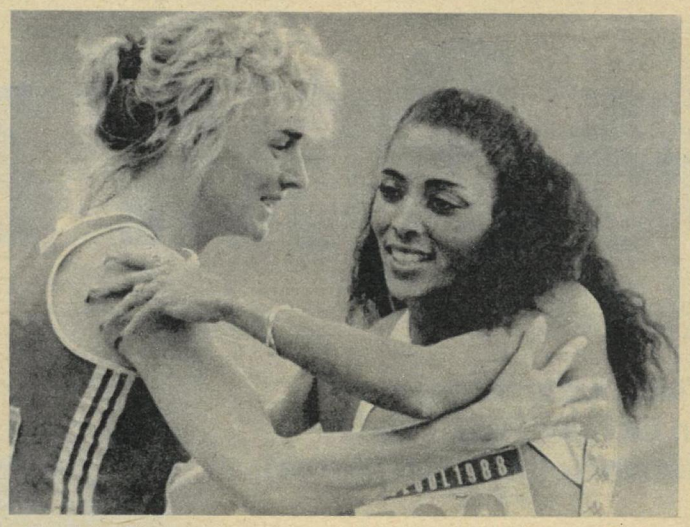
Uns gefiel der Beitrag „Hochspannung" (FW 20/88) gut, da wir an der Entwicklung der Eisenbahn interessiert sind. Ein technisches Denkmal besonderer Art ist die Windbergbahn, der eine im Sommerhalbjahr geöffnete Dauerausstellung in Dresden-Gittersee gewidmet ist. Der Bau dieser Strecke war eine ingenieurtechnische Meisterleistung des 19. Jahrhunderts. Sie ist dem Gebirgsprofil am Windbergmassiv angepaßt. Konzipiert als „Hänichener Kohlebahn", beförderte sie zunächst 50 Jahre lang Kohle aus den ehemals reichen Vorkommen um Hänichen und Possendorf zur Hauptbahn Dresden–Tharandt/Altstadt und damit zur Elbe. Nach Stillegung der Kohleschächte um Hänichen baute die Königlich Sächsische Staatseisenbahn die Strecke für den allgemeinen Güter- und Personenverkehr um und aus. Seit 1908 war es – wiederum 50 Jahre lang – möglich, mit der „Possendorfer Heddel" von Dresden-Hauptbahnhof über Freital-Birkigt, Dresden-Gittersee, Kleinnauendorf bis Possendorf zu fahren. Insgesamt etwa drei Millionen Fahrgäste beförderte sie in ein landschaftlich reizvolles Gebiet. Der Personenverkehr auf der Windbergbahn wurde in den 50er Jahren eingestellt. Seit 1980 steht die Strecke mit ihren Gebäuden, Anlagen, Brücken und Durchlässen unter Denkmalsschutz.

Familie Drechsler, Frankenberg

Einen Beitrag zur Elektrifizierung des Streckenabschnitts Stralsund–Berlin leisteten in diesem Jahr die Teilnehmer des Interlagers „Hans Beimler" von der Ernst-Moritz-Arndt-Universität. Rund 150 Studenten aus der Sowjetunion, Bulgarien, Ungarn und der ČSSR beteiligten sich an den Tiefbauarbeiten und Gleislageberichtigungen auf verschiedenen Baustellen der Reichsbahndirektion Greifswald.

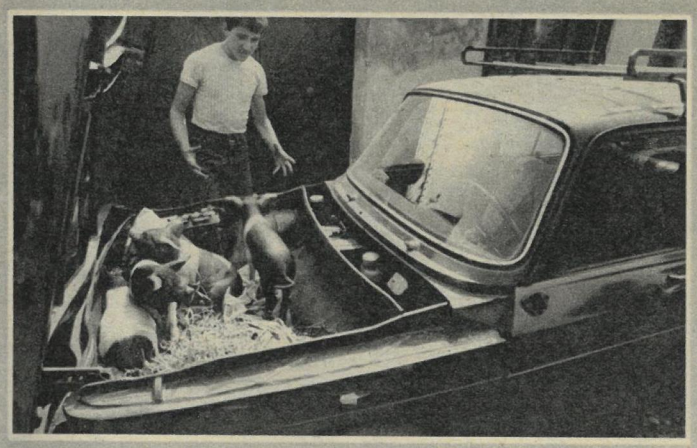
Axel Klöhn, Greifswald

Rekorde – eine Sache für sich



Ich habe „Fernseh-Olympia“ bis zur Neige ausgekostet und darf im nachhinein ruhigen Gewissens sagen, daß mir nichts entging. Vor allem die DDR-Erfolge und die unserer Freunde, natürlich auch die vieler Athleten anderer Länder, gönnten mir keine Ruhepause. Nicht nur die Urlaubsmacher, auch jeder, der arbeitete, hatte die Chance, auf dem laufenden zu bleiben. Verbunden mit einem großen Dankeschön möchte ich allen Beteiligten, den Sportlern vornweg, bescheinigen, daß sie mir unvergeßliche zwei Wochen beschert haben. Als alles zu Ende war, fiel mir ein, daß viele aus meinem Bekanntenkreis prophezeit hatten, bei der Leichtathletik in Sòul würden Weltrekorde wie reife Äpfel fallen. Sie haben vorher sicherlich manches nicht bedacht. Vier Weltrekorde (zweimal über 200 m Frauen sowie im Siebenkampf und über 4 × 400 m der Frauen) wurden verbessert, einer (4×400 m der Männer) eingestellt. Außerdem gab es zwei Siegerzeiten, die haarscharf am Rekord lagen: 10 000 m und 3000 m Hindernis der Männer. Wenn die Goldmedaillengewinner gewußt hätten, daß im Grunde nur ein einziger Schritt gefehlt hatte! Die Rekordausbeute war also für meine Begriffe sehr hoch. Diejenigen, die noch mehr davon wollten, müßten eigentlich davon ausgehen, daß es in den Monaten vor Olympia Weltrekorde gab, die mehrheitlich in vor allem psychisch so anspruchsvollen Kämpfen wie bei Olympia kaum auszulöschen sind. Ich brauche nur an Ulf Timmermann (Kugel 23,06 m), Petra Felke (Speer 80 m), den Kubaner Sotomayor (2,43 m im Hochsprung), Florence Joyner-Griffith (100 m 10,49 s/auf unserem Foto mit Heike Drechsler), oder Butch Reynolds (400 m 43,29 s) zu denken. In Sòul hat Sergej Bubka versucht, seinen atemberaubenden 6,06-m-Stabhochsprung-Weltrekord auf 6,10 m zu verbessern. Er fand aber nach seinem Sieg in dem brodelnden Stadionkessel nicht mehr die Ruhe und die Konzentration, die er für eine so unglaubliche Höhe gebraucht hätte.

Nico Siebert, Berlin



Schwein gehabt

Die rumänischen Reiseeindrücke von Familie Klyk (FW 20/88) ermunterten mich, Ihnen meinen Schnappschuß vom Pferde- und Bauernmarkt in Prejmer-Tartlan nahe der Stadt Brasov anzubieten.

Hubert Storch, Mücheln

Danke! Und wie steht es mit Ihren Urlaubsfotos aus Freundesland, liebe Leser? Unsere Mappe mit Herbst- und Wintermotiven braucht Nachschub.

Abgerutscht

Als Bergwanderer in den Jahren 1986 bis 1988 in Bulgarien muß ich gegen „Aleko am Schwarzen Meer“ meine Bedenken anmelden (Tourismus-Ratgeber 20/88). Meines Wissens ist es ein Ort im Witoschagebirge.

Klaus Otto, Eisfeld

Sie haben recht: Unser Foto auf der Seite 25 zeigt Albena am Schwarzen Meer. Entschuldigung!

Nochmal Nina

Vor kurzem haben Sie die Frage beantwortet, wer die erste olympische Goldmedaille für die UdSSR gewann – Nina Romaschkowa (FW 18/88). Gibt es kein Bild von ihr?

Peter Küfer, Berlin

Doch. Hier eine Aufnahme der Diskuswerferin in voller Aktion (Foto links).

Käferriesen

Zu Ihrer Rücktitel-Serie „Urwaldleben im Regenwald der kubanischen Sierra Maestra“ (FW 11–17/88) möchte ich bemerken, daß wohl niemand exakt sagen kann, wie groß die Riesenformen tropischer Käfer werden. Vieles wartet noch auf Entdekkung und ist vom Zufall abhängig. Angaben über die Länge einzelner Exemplare sind sehr unterschiedlich, vergleichbar unserem Hirschkäfer: zwischen drei und zehn Zentimetern! Es wird vermutet, daß die mächtigsten Käfer der Erde hundert Gramm Lebendgewicht erreichen. Bisher nachgewiesen wurden als längster Käferfühler ca. 25 cm und als längstes Käferbein ca. 17 cm.

W. Albert, Dresden

Die Serie gefiel mir besonders gut, hatte ich doch während einer Kubareise die Möglichkeit, von der Schönheit des Urwaldlebens viel zu sehen. In Heft 17/88 berichteten Sie außerdem vom Orchidearium Soroa, eine Menge Prachtexemplare konnten wir bewundern. Groß war meine Freude und Überraschung, als man mir ein handgeflochtenes Körbchen mit zehn ausgesucht schönen Orchideen überreichte.

Rosemarie Albrecht, Dresden

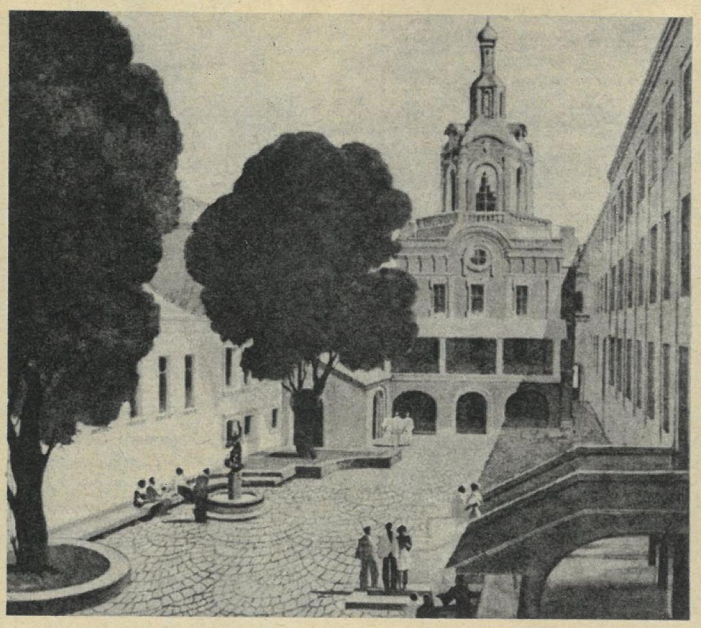
Redaktion: Ingrid Buchholz, Helga Bengtson; Fotos: J. Morgulis, ZB/Mittelstädt; Abb. aus „Moskowskije Nowosti“ 39/88

Sie fragen wir antworten

Warum Chinesenstadt?

„Moskau auf den Grund gegangen“ (FW 20/88) war ein interessanter Beitrag, für den ich mich auch im Namen meiner Brigade bedanken möchte. Wir haben im August eine Auszeichnungsreise in die sowjetische Hauptstadt gemacht und wunderten uns, wonach man dort am Rande des Roten Platzes buddelt. Können Sie uns übrigens sagen, woher die Bezeichnung „Chinesen-Stadt“ für das alte Stadtviertel kommt?

Monika Rotmann, Magdeburg



Es ist ein in wissenschaftlichen Veröffentlichungen weit verbreiteter Irrtum, der leider auch FREIE WELT unterlaufen ist, das russische Wort „Kitai-Gorod“ (Kitai = China und Gorod = Stadt) in dieser Weise zu übersetzen. Der Name für den alten Stadtbezirk Moskaus, der den Roten Platz einschließt und von Osten her an den Kreml grenzt, stammt aus dem 16. Jahrhundert und geht aller Wahrscheinlichkeit nach (so die Große Sowjetenzyklopädie, 1973, Bd. 12) auf das Wort „Kita“ zurück, was ein „Bündel von Stökken und Stangen“ bezeichnet. Diese Bündel waren wichtige Konstruktionselemente in den damals üblichen Holz- und Erdfundamenten der Bauten. Man sollte also „Kitai-Gorod“ in deutschen Texten besser nicht übertragen und in der Originalform belassen. Übrigens: Für die Rekonstruktion des historischen Stadtkerns von Moskau sollen bis zum Jahre 2000 viereinhalb Milliarden Rubel ausgegeben werden. Ein Großteil der Projekte dafür muß noch ausgearbeitet werden – darunter auch die, wie die Funde am Roten Platz für die Öffentlichkeit zugänglich gemacht und erhalten werden sollen. Unsere Abbildung zeigt einen Entwurf für das Geschichtsmuseum Moskaus auf dem Territorium von Kitai-Gorod. Doch mit den ersten praktischen Arbeiten wird schon im nächsten Jahr begonnen.

Dr. Dietrich Pätzold

Preisfrage

Heft 22/88 ---✂

Den wievielten Jahrestag ihrer Zusammenarbeit begingen dieser Tage Partnerbetriebe aus Kischinjow und Schwarzenberg?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 25/88. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 9. November 1988. Auflösung von Heft 19/88: Für die Volksrepublik Moçambique hat die DDR 1987 zusätzlich im Rahmen eines Soforthilfeprogramms Güter im Wert von 5,7 Millionen Mark bereitgestellt. Wir gratulieren D. Adler und R. Haase, Langburkersdorf.

Soviel Kinderleid!

Es ist entsetzlich, was mit der Bevölkerung in Moçambique geschieht. Was müssen die Kinder schon für Leid ertragen! Deshalb muß man denen, die friedlich aufwachsen, erzählen, wie Solidarität helfen kann. Mit meinen Kindergartenkindern verfolge ich in den Bummi-Heften die Geschichten über Tulinane in Afrika – ich bin Erziehungshelferin. Die Arbeit macht mir viel Freude.

Margitta Weber, Zwickau

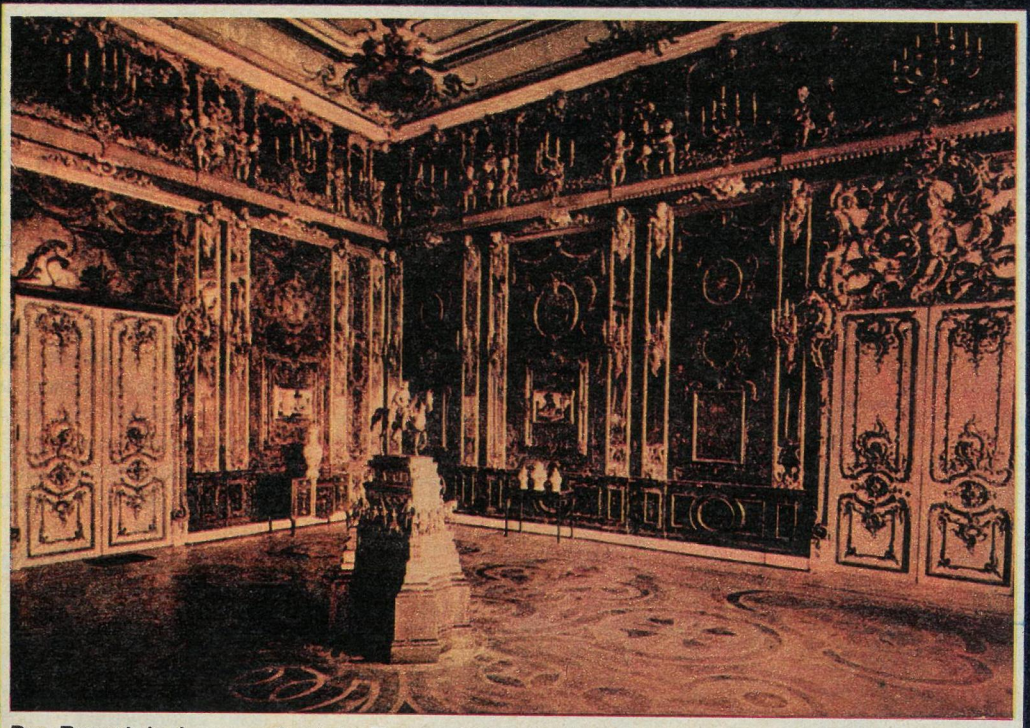
Heiße Spur zum

FREIE WELT EXKLUSIV

Aus Kaliningrad berichten Jürgen Geitner (Text) und Konstantin Kolotschkin (Fotos).

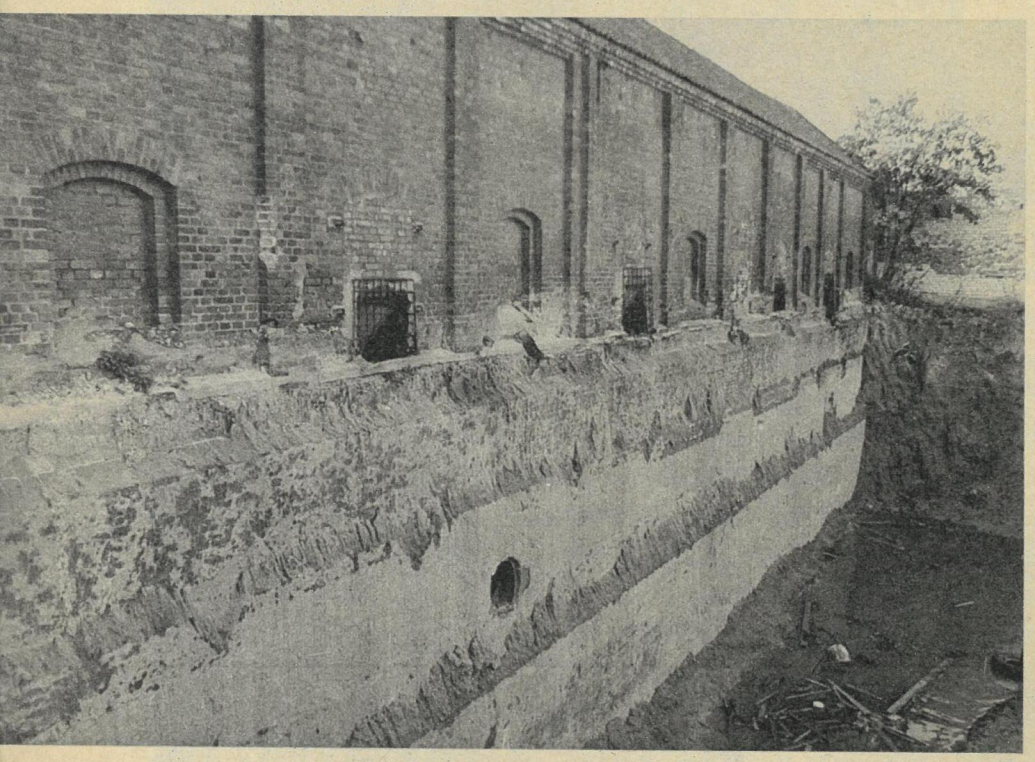
Bernsteinzimmer?

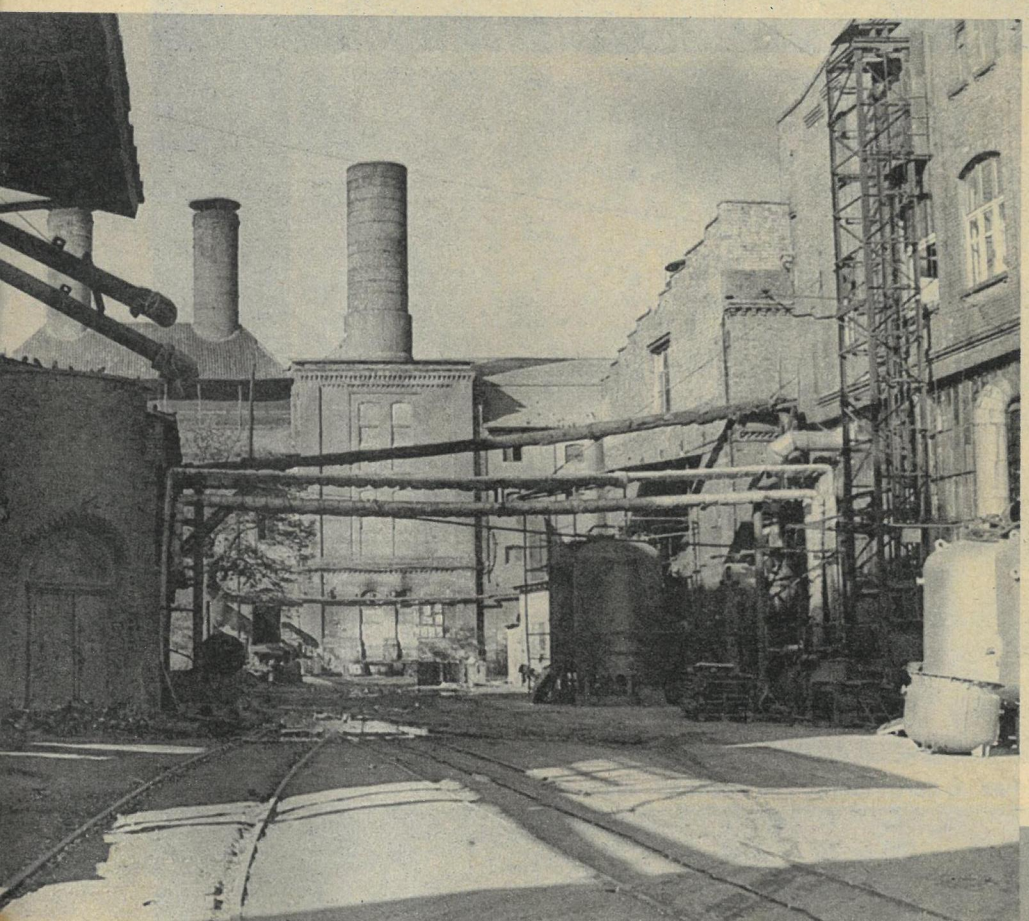
Seit dreiundvierzig Jahren wird es gesucht, das von den Faschisten aus dem Jekaterinenpalast in Puschkin bei Leningrad geraubte, über 270 Jahre alte Bernsteinzimmer, ein Kleinod der Weltkultur.
Sein letzter bekannter Aufbewahrungsort war das Schloß in Königsberg (heute Kaliningrad — auf unserem Foto: Stadtzentrum mit der Ruine des Domes). Seit Anfang 1945 verliert sich seine Spur. Eine ganze Reihe von Legenden rankt sich um seinen Verbleib. Ist es mit einem streng bewachten Transport nach Deutschland verschleppt worden? Wurde es in den Kämpfen des zweiten Weltkrieges zerstört? Oder verbargen es die Faschisten hier in unterirdischen Gewölben?
FREIE WELT war in Kaliningrad, sprach mit Verantwortlichen der Suche und berichtet heute über bisherige Ergebnisse.



Das Bernsteinzimmer, wie es im Zarenschloß von Puschkin aussah.

Heiße Spur zum Bernstein-zimmer?





Mögliche Verstecke: Die alten Königsberger Brauereien Schönbusch (links) und Ponarth (Mitte und unten). Bei seinen Ausgrabungen entdeckte der Suchtrupp Reste des Gemäuers einer ehemaligen Ritterburg, auf denen im 19. Jahrhundert der geschäftstüchtige Unternehmer Schifferdecker seine Brauerei Ponarth errichten ließ. Auf den Werkbahngleisen (unten) könnte die wertvolle Fracht zu ihrem geheimen Ziel gebracht worden sein.

Ausgelagert oder nicht?

An bisher achtundzwanzig Punkten Kaliningrads wurde nach dem Verbleib des Bernsteinzimmers geforscht. Der Keller des ehemaligen Königsschlosses, Kirchengewölbe, Kanalisation, unterirdische Spitäler waren bisher Objekte so mancher Nachforschungen. Man ging Augenzeugenberichten nach, fragte, auch mit Hilfe mehrfacher Veröffentlichungen in der FREIEN WELT, nach Erinnerungen von mittelbar oder unmittelbar Beteiligten am Kriegsgeschehen im damaligen Ostpreußen, rekonstruierte mögliche Transportwege und verwarf Irreales. Dem verschwundenen Bernsteinzimmer kam man bis heute nicht näher. Oder doch?

Juri Iwanow ist der Vorsitzende der vor einem Jahr gegründeten Kaliningrader Abteilung des sowjetischen Kulturfonds und widmet seit geraumer Zeit schon einen Großteil seiner Aufmerksamkeit der Suche nach dem verschollenen Bernsteinzimmer. Für seine Version, es befinde sich noch heute auf dem Territorium Kaliningrads, sei demnach nicht ausgelagert worden, sprechen zwei Hauptgründe. „Erstens", sagt er, „lag die Straße zwischen Königsberg und Pillau, von dem der ‚Kleine Kreuzer Emden' abging, mit dem das Bernsteinzimmer abtransportiert worden sein soll, unter starkem Artilleriebeschuß der Sowjetarmee. Wer diesen Kulturschatz dorthin auf die Reise schickte, hätte mit hoher Wahrscheinlichkeit seine vollständige Zerstörung in Kauf nehmen müssen. Und zum zweiten spricht der fanatische ‚Endsiegglaube' der Nazis gegen eine Auslagerung. Die Befehlshabenden, an ihrer Spitze der Gauleiter von Ostpreußen, Erich Koch, der Königsberg zur ‚Festung' erklärte, gingen wider jede Vernunft davon aus, ‚die Stadt dem Führer zu erhalten'. Ihrer Denkweise entsprach es eher, das Bernsteinzimmer im Ort zu verstecken, als es in andere Hände zu überführen."

Die Spaziergänge des Nazihäuptlings

In den engeren Kreis der Nachforschungen rückten zwei ehemalige Königsberger Brauereien, Ponarth und Schönbusch. In ihren unterirdischen geräumigen Gewölben hätte sich ausreichend Platz für die Kisten mit dem wertvollen Inhalt gefunden. Bevor man 1910 an die Kunsteisbereitung zur Bierkühlung ging, versorgte man sich mit schwedischen Eisblöcken, welche per Schiff herangeführt wurden. Dies wurde den Brauereibesitzern mit der Zeit zu teuer, so daß man sich Ende des 19. Jahrhunderts entschloß, vier kleine Teiche mit vier Verbindungskanälen zu den Brauereien anzulegen. Im Winter gewann man Eis, indem man es zersägte und über die Eiskanäle in die Kühlkeller der Brauereien führte, künstliche Kanäle, welche nach Eintritt in die Gelände der Brauereien unterirdisch bis an ihr Ziel geführt wurden. Eben jene „Eiswege", vermutet Juri Iwanow, könnten als Verstecke fürs Bernsteinzimmer eine erhebliche Rolle spielen. Hinzu kommt, daß die mit Bäumen umpflanzten Teiche eine Art Naherholungszone Königsbergs bildeten, in der sich nachgewiesenermaßen auch Nazihäuptling Koch häufiger erging. Könnte er bei seinen Spaziergängen nicht auf die Idee verfallen sein, gerade hier sein Raubgut zu verbergen? Nachteil: Es existieren keine zuverlässigen Pläne oder Zeichnungen für den Verlauf der ehemaligen Kanäle mehr, und in das Territorium der ehemaligen Brauerei Ponarth, welche unter den Kriegseinwirkungen schwer zerstört wurde, teilen sich heute drei Nutzer: Eine Limonadenfabrik (seit 1945 wird hier kein Bier mehr gebraut), der städtische Bauhof und ein Kraftverkehrsbetrieb. Jeder von ihnen hat das Gelände seinen Zwecken gemäß umgestaltet, um- und ausgebaut.

Eisluft aus dem Bohrloch

Nur alte Fotos und Zeichnungen vermitteln heute einen recht ungenauen Eindruck von der ehemaligen Beschaffenheit des Gebietes. Die Trassen der Kanäle sind nur mehr zu erahnen. Natürlich wurde geforscht und gegraben; zuerst bei Schönbusch, zuletzt, im August dieses Jahres, bei Ponarth. Ergebnislos. Juri Iwanow: „Wir waren schlecht vorbereitet. Außer dem Enthusiasmus des Suchtrupps hatten wir praktisch nichts. Keine exakten Dokumentationen, keine notwendigen technischen Hilfsmittel.

Juri Iwanow, der Vorsitzende des Kulturfonds in Kaliningrad (Mitte), und Juri Alexejew, Stellvertretender Direktor des Jekaterinenpalastes in Puschkin bei Leningrad (links), erläutern FREIE WELT die weitere Strategie der Suche.

Ohne das geeignete Bohr- und Suchgerät sind wir nicht tiefer als drei bis vier Meter gekommen." Einmal konnte sich der Trupp die technische Ausrüstung einer geologischen Forschungsgruppe zunutze machen. Alexander Konjuchow, der Leiter der Bernsteinzimmer-Fahndungsenthusiasten, sagt uns: „Die Geologen haben auf dem Ponarth-Gelände nach Wasser für die Mineralwasserherstellung gesucht. In zwölf Meter Tiefe sind sie plötzlich auf etwas Hartes gestoßen. Zwei Tage haben sie für weitere fünf Meter gebraucht, danach ging es ohne Behinderungen weiter." Die geologische Schichtenanalyse des Bodens liefert jedenfalls keine natürliche Erklärung für das Hindernis. Also müßte es sich um ein künstliches Hindernis gehandelt haben. Eine Mauer vielleicht? An einer anderen Stelle drang bei zehn Meter Tiefe Eisluft aus dem Bohrloch, der Bohrkopf ging widerstandslos ins Leere. Und bei der letzten Bohrung auf dem Ponarth-Gelände tanzte der Bohrer plötzlich aus seiner Bahn. Ein großer Stein, mutmaßte der Brigadier, mindestens zwei Meter im Durchmesser. „Große Steine", sagt Alexander Konjuchow, „gibt's hier nicht im Boden. Das muß was anderes gewesen sein." Nach diesen verheißungsvollen Anfängen jedenfalls zog der Bohrtrupp weiter, sein Wasser hatte er gefunden, und für weiteres lag kein Auftrag vor.

„Das wird jetzt anders", urteilt Juri Iwanow. „Wir werden unsere Kräfte koordinieren. Das Winterhalbjahr werden wir nutzen, unsere Dokumentation, nicht zuletzt mit Hilfe unserer Freunde aus der DDR, zu vervollständigen. Sie sind als FREIE WELT-Reporter Zeuge der Gründung unseres Suchstabes beim Kulturfonds. Mitarbeiter des Jekaterinenpalastes in Puschkin gehören dazu, Vertreter des Seekriegsmuseums in Leningrad, Ozeanographen und andere Wissenschaftler, Vertreter des Staates und des Militärs. Wir haben inzwischen gelernt, daß wir mit einer Handvoll Idealisten, die während ihres Urlaubs, ohne hinlängliche Suchausrüstung, nach dem Bernsteinzimmer forschen, nicht weiterkommen. Seine kulturhistorisch unschätzbare Bedeutung verdient, daß mit voller Kraft und ganzem Einsatz, auch mit internationaler Hilfe, vorgegangen wird."

Lokaltermin im Gebietsarchiv Kaliningrad: FREIE WELT hat als erste ausländische Zeitschrift Gelegenheit, Einblick in das Archiv des verstorbenen BRD-Hobbyforschers Georg Stein zu nehmen. Baron Eduard von Falz-Fein aus dem Fürstentum Liechtenstein hatte es den in finanzielle Notlage geratenen Erben Steins abgekauft und dem sowjetischen Kulturfonds übergeben. Jetzt leistet das Lebenswerk des Landwirts aus Stelle-Buchwedel bei Hamburg mit seinen Zehntausenden Dokumenten, Recherchen, Ergebnissen und Hinweisen dem Suchstab unschätzbare Dienste. Zunächst muß es jedoch vollständig gesichtet und aufgearbeitet werden, eine Aufgabe, der sich Wassili Mitrofanowitsch Tarabrin mit großer Leidenschaft verschrieben hat, lassen sich doch aus der Stein-Sammlung wertvolle Erkenntnisse über die Bewegungsgeographie faschistischer Kunstraubaktionen ableiten, weit über das Bernsteinzimmer hinaus. Wer hat wie und auf welchen Wegen aus Polen, der Ukraine und den baltischen Republiken Kunstgüter gestohlen? Über welche Kanäle wurden diese dann ins „Reich" weitergeleitet? Vieles läßt sich so an Möglichem aufgreifen und an Unmöglichem ausschließen.

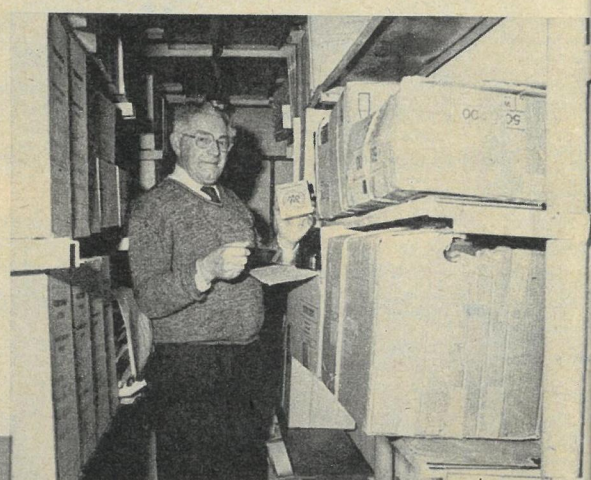
Weißer Staub unterm Königsschloß

Natalja Afanasjewna Maljutina vom Leningrader Seekriegsmuseum ist im Suchstab für die seeseitige Aufklärung des Verschwindens des Bernsteinzimmers zuständig. Viele unersetzliche Kostbarkeiten liegen noch heute auf dem Meeresgrund, in den Rümpfen der über hundert gesunkenen Schiffswracks vor Kaliningrad. Das Kaliningrader Institut für Ozeanologie ist bereit, sein Forschungsschiff, besetzt mit Spezialisten und ausgestattet mit modernster Technik, nebst einem Kran, der in der Lage ist, selbst schwere Gegenstände vom Grund zu heben, zur Verfügung zu stellen. Natalja Maljutina ist jedoch noch aus einem anderen Grunde mehr als mancher andere am Bernsteinzimmer interessiert. 1952 gehörte sie als Angehörige der Sowjetarmee einer Suchgruppe an, welche unter Leitung des Majors Barinow in den Kellerräumen der Ruine des Königsberger Schlosses nach dem Bernsteinzimmer fahndete. „Wir mußten mehrere Stahltüren sprengen, um in die unterirdischen Räume zu gelangen", erinnert sie sich. „Das war eine gefahrvolle Sache, denn wir konnten nicht ausschließen, daß die Faschisten Minen gelegt hatten. Alles, was wir fanden, waren jedoch alte Akten. Wir sahen auch vollständig ausgestattete Spitalräume, Riesenräume mit zwanzig bis dreißig Betten, alle korrekt bezogen, jedoch nie benutzt. Medikamenten- und Instrumentenschränke, ebenfalls mit allem Notwendigen bestückt und genauso unbenutzt. Feiner weißer Staub bedeckte alles, ein seltsamer Geruch verbrauchter alter Luft umwehte uns. Von fern hörten wir Wasser glucksen. Ein gespenstischer Eindruck. Einen vermuteten Verbindungsgang zwischen Königsschloß und Dom, in dem das Bernsteinzimmer hätte gelegen haben können, konnten wir nicht finden." Vielen Spuren und Hinweisen ging man bereits nach. Eine ehemalige Königsbergerin, heute Bürgerin der BRD, glaubte, vor oder unter der katholischen Kirche (heute Ruine) seien geheimnisvolle Kisten von der SS eingesprengt worden. Sie sah aus einem Fenster der gegenüberliegenden Schule die Faschisten Vorkehrungen treffen und hörte die Detonation. Nachforschungen erbrachten jedoch kein positives Resultat.

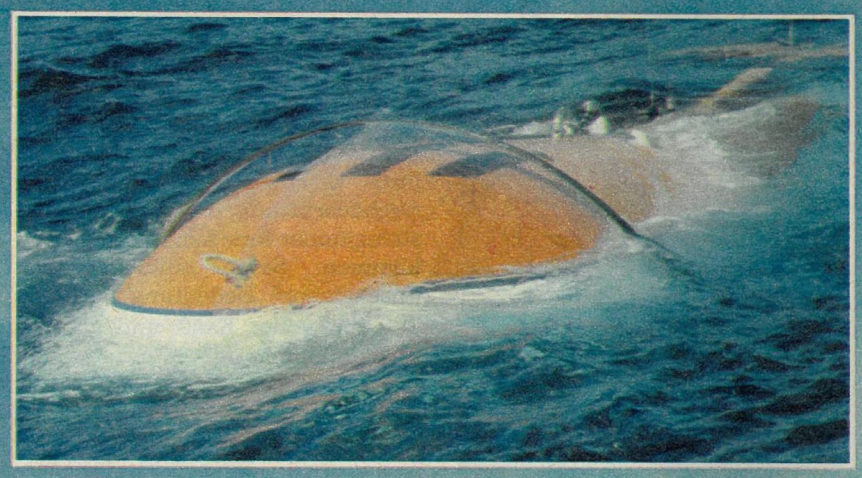
Im April 1989 soll es weitergehen mit der Suche. Unter der Brauerei Ponarth. Alexander Konjuchow ist zuversichtlich: „Wenn das Bernsteinzimmer in Kaliningrad ist, dann werden wir es finden."

Alexander Konjuchow erläutert das bisherige Suchunternehmen. Ohne geeignete technische Hilfsmittel gelang es nicht, in die erforderlichen Tiefen vorzudringen. Unten: Ottokarstraße 22 (heute Ogarjowstraße): In der ehemaligen Koch-Villa wurden die Pläne für das Verbergen des Raubgutes geschmiedet.

Zusatzfoto: Archiv



Natalja Maljutina hat sich an die Stelle begeben, an der sie 1952 mit einer Aufklärungsgruppe der Sowjetarmee in den Kellergewölben des Königsberger Schlosses nach dem Bernsteinzimmer forschte (oben). Rechts: Wassili Tarabrin zeigt das Archiv des BRD-Hobbyforschers Georg Stein, von dessen vollständiger Erschließung sich die Kaliningrader wertvolle Anregungen für die weitere Suche versprechen.



6 000 m unter Wasser

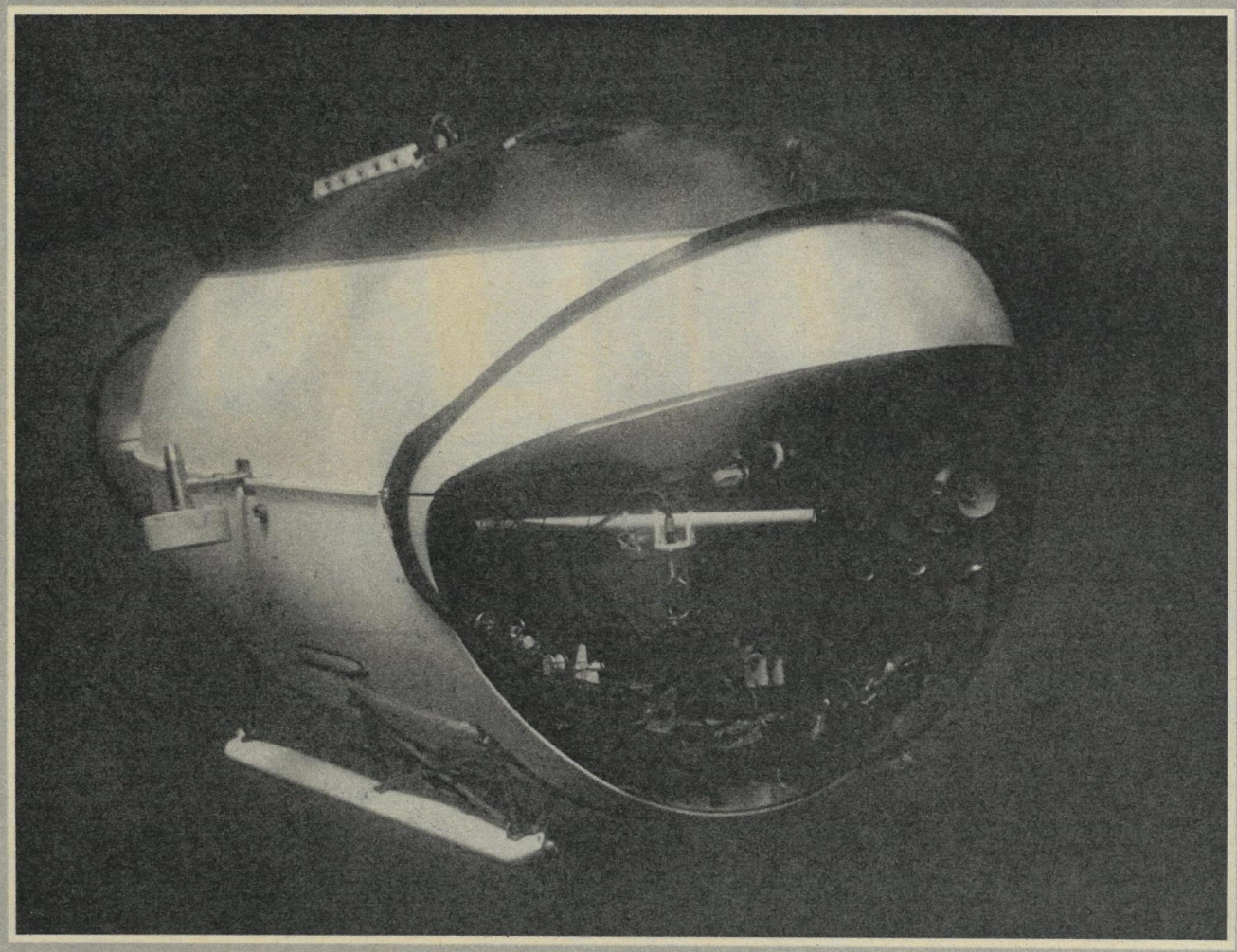
erreichten die sowjetischen Tieftauchapparate „Mir"-1 und „Mir"-2

Dieses Ereignis, das im Dezember 1987 inmitten des Atlantischen Ozeans stattfand, hatte in der Öffentlichkeit keine Aufmerksamkeit gefunden. Doch in der Weltozeanologie ist es von erstrangiger Bedeutung. Die neuen Tieftauchapparate sind ihren technischen Daten und Möglichkeiten nach völlig identisch und für die Arbeit einer Drei-Mann-Besatzung berechnet: für einen oder zwei Piloten und einen Beobachter. Das Lebensversorgungssystem erlaubt der Besatzung, drei und einen halben Tag lang (dreimal 24 Stunden + 6 Stunden) zu arbeiten; diese Zeit kann technisch mindestens um das Doppelte erhöht werden, obwohl ein normaler effektiver Tauch-, Arbeits- und Auftauchzyklus nicht mehr als 12 Stunden voraussetzt. Die Apparate verfügen über eine Energieversorgung von 100 kWh, sie können eine maximale Unterwassergeschwindigkeit von fünf Knoten zurücklegen. Beide Werte sind doppelt so hoch wie bei analogen Konstruktionen des Auslands. Diese Parameter sind unter schwierigen Reliefbedingungen und starken Strömungen des Meeres besonders wichtig. Ein wesentlicher Vorzug von „Mir"-1 und „Mir"-2 ist die praktisch unbegrenzte vertikale Manövrierfähigkeit. Die Boote sind mit einem ganzen Komplex ozeanologischer Meßinstrumente versehen. Gemessen werden die Temperatur, die elektrische Leitfähigkeit, der Druck, drei Komponenten der Schnelligkeit des Umströmungsflusses, die Schnelligkeit der Schallausbreitung sowie die Durchsichtigkeit des Wassers. Zwei Manipulatoren mit sieben Bewegungsstufen gestatten es, Proben bis zu 80 Kilogramm Gewicht im Wasser zu sammeln. Ein Flutlichtstrahlersystem und ein Scheinwerfer, der über zwei Achsen aus dem Apparat herausgelenkt wird, garantieren optimale Bedingungen für Film- und Fotoaufnahmen und ein Blickfeld für den Beobachter durch die großen Bullaugen.

Den Sinn solcher Apparate für die Wissenschaft kann man sich vorstellen, die Schwierigkeiten, die mit seinem Bau verbunden sind, wohl kaum. Nicht umsonst sind die klugen und technologisch so beschlagenen, vom Meer umgebenen Japaner erst dabei, ihren „Sechstausender" zur Erprobung vorzubereiten. Die „Mir"-Boote indessen sind Ergebnisse der Zusammenarbeit mit der finnischen Gesellschaft „Rauma-Repola", die bisher nicht einen einzigen Tauchappaat, und sei es für geringere Tiefen, gebaut hatte. Sie wurden in enger Kooperation mit der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, nach sowjetischer technologischer Aufgabenstellung, entwickelt. Das Hirn des Projekts war und ist Professor Igor Jewgenjewitsch Michalzew (auf dem Foto – links), ein leidenschaftlicher Kämpfertyp, der die Tieftauchapparate gewissermaßen „herausgebissen" hat. Immer wieder mußte er jemanden überzeugen, jemandem etwas beweisen, streiten, Briefe schreiben, Briefe beantworten, die gegen ihn gerichtet waren. Schließlich siegte er. Nicht er allein. Er fand Menschen in der Akademie der Wissenschaften, im Institut für Ozeanologie (wo er sein Laboratorium hat), Menschen, die seine Idee unterstützen. Im Vertragstext hatte Michalzew darauf bestanden, daß er an allen ersten Erprobungstauchfahrten persönlich teilnimmt, gemeinsam mit Anatoli Sagalewitsch, dem Laboratoriumsleiter für bemannte Tieftauchapparate beim Institut für Ozeanologie und zugleich erfahrenen Piloten, der bereits ein gutes Hundert Tauchfahrten bis in zwei Kilometer Tiefe absolviert und als Beobachter und Berater am Bau der Apparate teilgenommen hat (auf dem Foto – rechts). Chefsteuermann, der dritte Mann der Rekordbesatzung, ist der ehemalige Militärflieger, der Finne Pekka Laakso (auf dem Foto – Mitte).

Inzwischen sind die „Mir"-Tauchapparate an Bord der „Akademik Mstislaw Keldysch" auf ihre erste Expeditionsreise gegangen.

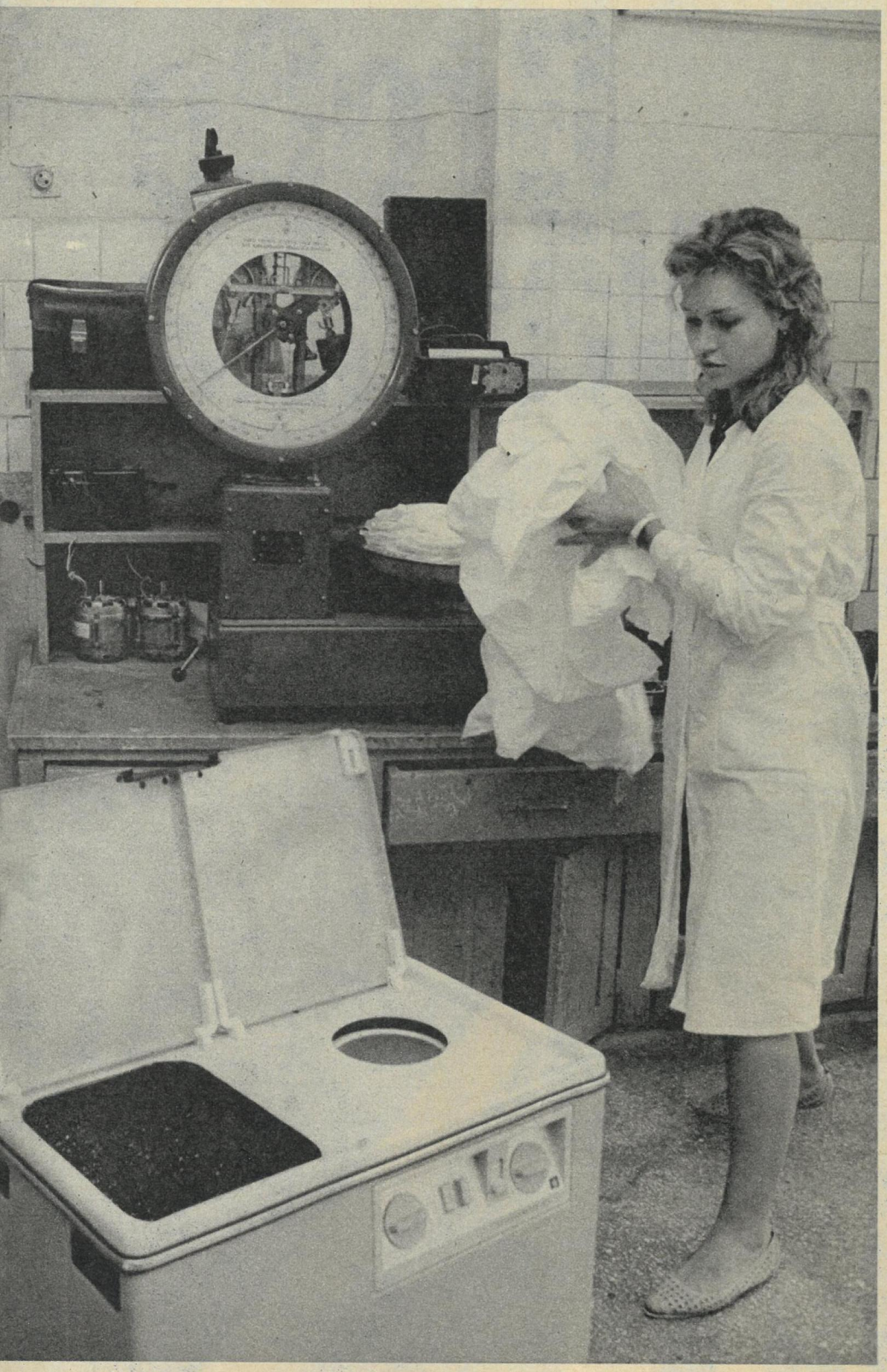
Juri Rost (Text und Fotos)



Da fährt der Wind ins noch feuchte Tuch, bläst, was das Zeug hält. Des Abends sollen Decken, Tücher und Gewänder wieder das „Casa mare“ zieren, das schönste Zimmer des Hauses. In vielen Dör-

Große Wäsche

fern Moldawiens – über die Hälfte der Einwohner der Moldauischen SSR leben auf dem Land – ist das „Casa mare“ nach altem Brauch immer noch ein würdiger Ort, um Gäste zu empfangen, zu bewirten, mit ihnen zu plaudern. Wir hörten dort von Sitten und Gebräuchen, vielen überlebten. Auch vom Waschtag am Dorfbrunnen, von überlieferten Reinigungsritualen, von inzwischen musealen Zubern und Fässern, in denen man wusch und bleichte und spülte. Heute hilft dabei, auch auf dem Lande, moderne Haushalttechnik, Waschmaschinen, wie sie die Arbeiter im Kischinjower Elektromaschinenwerk erdenken und fertigen, darunter eine neue, gemeinsam mit Partnern aus Schwarzenberg.



Testwäsche – In der „Waschküche" des Betriebes müssen die Maschinen Leistung zeigen und Qualität nachweisen.

Große Wäsche

Also gehen wir ins ELMA. Wladimir Karabylow, der Chef des Waschmaschinenwerkes, hat es uns wärmstens empfohlen. Dieses Kischinjower Spezialgeschäft ist neu und hat regen Zulauf. Unter einem Dach beherbergt es alles, was mit elektrischen Haushaltgeräten zu tun hat. Heizgeräte und Kühlschränke, Bügeleisen und Staubsauger, Kaffeemühlen und – eben auch Waschmaschinen. Darunter die der Marke „Aurika", von der die Kischinjower an die 335 000 Stück im Jahr herstellen. Eine Sache, die sich gewaschen hat, die begehrt ist. Zum einen wegen ihrer günstigen Maße, paßt sie doch in jede noch so beengte Wohnung. Zum anderen wegen ihrer Waschleistung und des niedrigen Preises. Ist das gepriesene Gerät vorrätig? Nein, natürlich nicht. Bedaure. Das hier sind lediglich Beratungsmuster. – Oh, dieses Wort ist uns geläufig.

Aber, so kommt uns die vielbeschäftigte Dame vom Auskunftstisch entgegen, wir könnten uns ja vormerken lassen. In vier Wochen spätestens wäre die „Aurika" lieferbar. 165 Rubel müßten wir dann mitbringen.

Die Spezialstrecke der Kischinjower Produktionsvereinigung „Elektromasch" sind Kühl-, Gefrierschränke und Waschmaschinen. Bei Kühlschränken, so sagt Generaldirektor Karabylow, decken wir inzwischen den Bedarf. Die Produktion der beiden anderen Erzeugnisse bleibt hinter der Nachfrage zurück. Das bedrückt ihn. Doch was tun?

Aus seinem Arbeitszimmer sieht er auf die gealterten Hallen, die engen Höfe. Trotzdem, aller 30 Sekunden verläßt eine Waschmaschine die Taktstraße. Das Schwebefließband befördert die unterschiedlichsten Teile zum Montageplatz und von da wieder weiter. In zwei Schichten wird die Technik bereits ausgelastet. Es gilt, nach weiteren Möglichkeiten zur Materialeinsparung zu suchen. Die wirtschaftliche Rechnungsführung spornt dazu an. Die Brigaden haben genaue Normative für den Verbrauch von Metall, Plasten, Farbe. Unterbieten sie das Vorgeschriebene, erhält das Kollektiv 50 Prozent des Wertes des eingesparten Materials als Prämie. Doch so manch einer sagt sich noch: Warum sollen wir sparen, wir als Weltmeister im Stahlproduzieren. Da sind neue Denk- und Verhaltensweisen anzuerziehen, sagt Karabylow und meint, die Kollegen in der DDR seien da schon weiter.

Die intensivere Nutzung der Maschinen und Anlagen hat Vorrang. Aber ohne eine Erweiterung des Betriebes ist die gestiegene Nachfrage künftig nicht mehr zu stillen. Doch da stellt sich der Byk entgegen, ein trübes Gewässer, welches das Werk begrenzt. Einst war es stets den Kischinjower Waschfrauen zu Diensten. Heute wendet es sich gegen die Rekonstruktionspläne der Waschmaschinenwerker. Eine späte Rache, da es den Wäscherinnen nicht mehr mit klarem Wasser dienen kann. Und so wird man nun bald auf neuem Terrain, im Kischinjower Industriegürtel siedeln. Da, wo sich schon eine Vielzahl leistungsfähiger Betriebe der elektronischen, elektrotechnischen und der Leichtindustrie breit machen. Kollegen des Leichtmetallbaukombinates Leipzig werden die neuen Werkhallen errichten. Sie haben gute Erfahrungen auf sowjetischen Bauplätzen. Und so spricht Generaldirektor Karabylow, als er für uns das Modell des neuen Betriebes in die Praxis projiziert, von einer soliden Sache.

Vor zwanzig Jahren unterschrieben Kischinjower und Schwarzenberger Waschmaschinenwerker einen Vertrag über die Zusammenarbeit. Seitdem bringen die Produktionsvereinigung „Kischinjowelektromasch" und das Waschgerätewerk Schwarzenberg gemeinsam die Mechanisierung und Automatisierung der Montage von Haushaltgeräten in ihren Betrieben voran und machen sich auch an die Konstruktion neuer Typen von Haushalt-Waschvollautomaten. Sie verstehen sich heute als Vorreiter einer vertraglich abgestimmten Partnerschaft zwischen Betrieben unserer Länder. Der Generaldirektor erinnert sich, daß viele bei ihm nachfragten, wie man so eine Zusammenarbeit entwickelt, welche rechtlichen Fragen zu berücksichtigen sind, welche ökonomischen Ergebnisse dabei herausspringen. Es wurden über diese Gemeinsamkeit Diplomarbeiten und Expertisen für die Akademie der Wissenschaften verfaßt. Nach den letzten Beschlüssen bei uns, sagt er, ist vieles einfacher geworden, so kann man innerhalb von drei Tagen auf Reisen gehen. Eine nicht unwichtige Voraussetzung, um die seit diesem Jahr vereinbarten Direktbeziehungen mit Schwarzenberg effektiv gestalten zu können.

Das jüngste Ergebnis gemeinsamen Arbeitens ist der neue Waschvollautomat „V 8000". Er existiert gegenwärtig erst in einigen Musterexemplaren. Die Elektrotechnik dafür kam von uns, die Elektronik aus der DDR, sagt Karabylow. Das ist ein guter Automat, fügt er an und bezieht diese Wertung auf Leistungsfähigkeit, Maße, technisches Niveau. Einzelheiten will er noch nicht preisgeben. Nur eins ist sicher, er muß so schnell es geht in die Serienproduktion. Wir können ihn aber frühestens in zwei Jahren fertigen. Dann ist es aber höchste Zeit, auch so eine Haushaltmaschine veraltet technisch in wenigen Jahren. Das Problem dabei? Immer wieder stolpern wir über die Technologie. Deshalb haben wir uns entschlossen, die Vorbereitung der Produktion in zwei Teilen vorzunehmen.

Eine in Verantwortung von Schwarzenberg. Für den anderen sind wir zuständig. Dadurch beschleunigen wir die Produktionsvorbereitung. Rein rechnerisch um die Hälfte der Zeit, die nötig wäre, wenn jeder das Problem im Alleingang lösen würde. Einzelne Teile haben wir fertig, übergeben sie demnächst unserem Partner. Da knüpfen beide an gute Erfahrungen an. Im Jahre 1974 erhielten sie für die gemeinsame Entwicklung des Waschvollautomaten 500 eine Goldmedaille auf Leipzigs Messe. Warum sollten sie deren Glanz nicht mit der neuen „V 8000" bald aufpolieren?

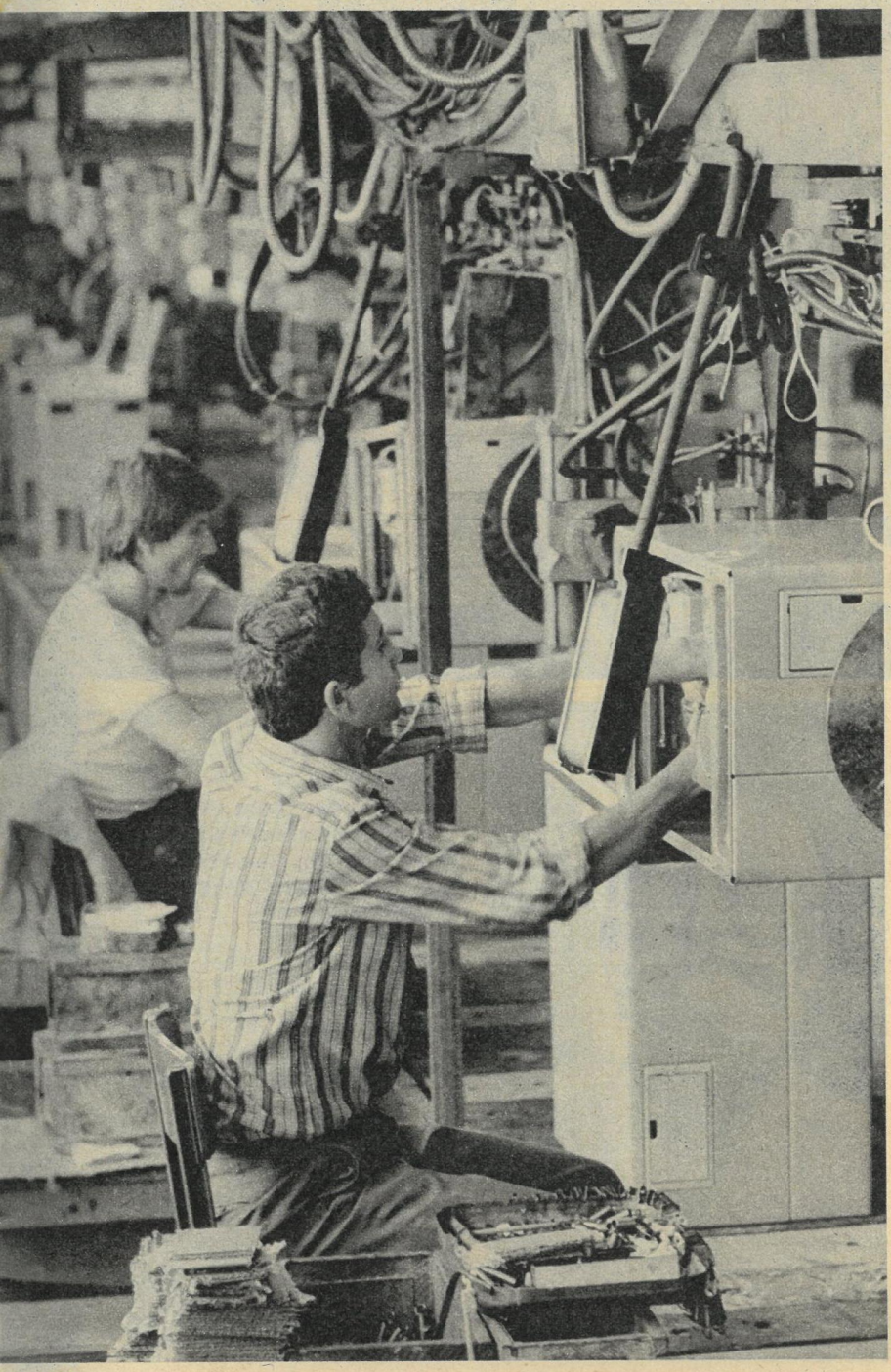
Womit wäscht der Generaldirektor, wollen wir wissen. Mit dem 500er. Seine Frau wäre damit sehr zufrieden, und er macht deren Meinung zu seinem Grundsatz: Eine Waschmaschine muß einfach und praktisch sein. Dem wird auch die „Aurika" mit ihrem separaten Wasch- und Schleuderteil durchaus gerecht. Naja, gestehen die Frauen im Testlabor, in einer modernen Trommelwaschmaschine wird die Wäsche schonender behandelt. Doch für die „Aurika" spricht die geringe Restfeuchte nach dem Schleudern: lediglich 25 Prozent. Darin mißt sie sich auch mit den vergleichbaren Modellen aus Japan, Frankreich und der ČSSR, mit der sie im Labor um die Wette wäscht.

Tage der Moldauischen SSR, an denen sich die Unionsrepublik mit ökonomischen und kulturellen Leistungen vorstellt, finden vom 2. bis 10. November in Berlin und in den Bezirken Cottbus und Magdeburg statt.

Moldauische Sozialistische Sowjetrepublik:

Fläche: 33 700 Quadratkilometer
Hauptstadt: Kischinjow – 684 100 (Einwohner)
Großstädte: Tiraspol – 177 600
Belzy – 160 100
Bendery – 134 400
Flüsse: Dnestr – 630 km (auf dem Territorium Moldawiens)
Prut – 695 km
Böden: Etwa 80 % des Territoriums besitzt Schwarzerdeboden (im Durchschnitt der UdSSR sind es 8,6 %)
Einwohner: 4,2 Millionen
Bevölkerungsdichte: 125 Einwohner je km²
Nationale Zusammensetzung:
Moldawier – 63,9 %
Ukrainer – 14,2 %
Russen – 12,8 %
Gagausen – 3,5 %
Bulgaren – 2,0 %
andere Nationalitäten – 3,6%

Handgriffe – 1300 Waschmaschinen verlassen täglich das Montageband.



Dabei passiert es schon, daß eine der so beanspruchten Maschinen unter der Waschlast stöhnt. Dann kommen die Mechaniker, ein Ingenieur ist auch dabei. Das ermüdete Teil wird untersucht, registriert, um ähnlichen Ausfällen schon in der Produktion vorzubeugen. Doch was tun, wenn trotzdem daheim die Technik versagt, mit der Zeit die Teile verschleißen? Das ist das nächste Problem, sagt Karabylow. Wir Hersteller übernehmen die Reparatur. Das ist neu. Früher gab es ein Ministerium dafür. Es konnte aber diese Aufgabe nicht lösen. Im Spezialgeschäft ELMA wird auch der Service für die Geräte übernommen. Da funktioniert es. Aber im Land, bei diesen Dimensionen, eine bislang ungelöste Aufgabe. In zwei bis drei Jahren wollen wir in Kischinjow ein Technik- und Handelszentrum bauen, einschließlich eines Service-Zentrums für unsere Erzeugnisse. Wir werden dann Moldawien und die Ukraine betreuen. Das ist eine rationelle Angelegenheit, soll auf andere Republiken ausstrahlen. Zudem hofft er auf Unterstützung durch die allerorten entstehenden Kooperativen. Sie können mit uns Verträge abschließen. Wir versorgen sie mit Ersatzteilen. Erst neulich rief man aus Minsk an. Ob wir eine Kooperative beliefern könnten. Wir konnten. Schließlich wollen wir verläßliche Helfer bei der Hausarbeit sein, bei der kleinen und bei der großen Wäsche.

Wolfgang Tautenhahn (Text)
Detlef Christel (Fotos)

Dieser Beitrag entstand mit freundlicher Unterstützung der Moldauischen Gesellschaft für Freundschaft und kulturelle Verbindung mit dem Ausland.

Im nächsten Heft:

Alpinisten als Dachdecker
FREIE WELT-Reporter stiegen mit der Rigaer neugegründeten Dachdecker-Kooperative auf die Dächer der lettischen Hauptstadt.

Foto: V. Billeb

Wladimir Makanin
Wir stellen den vieldiskutierten Moskauer Schriftsteller vor, von dem allein in diesem Jahr drei Bücher in der DDR erscheinen.

In Kabul bei Nacht
sind nicht nur die Ladenbesitzer um ihren Schlaf gebracht (Foto). FREIE WELT berichtet aus einer sowjetischen Einheit, die rund um die Uhr Wacht hält, den Anschlägen und dem Raketenbeschuß der bewaffneten Banden Einhalt zu gebieten.

Foto: V. Billeb

Das große Comeback
Wladimir Salnikow, schnellster Langstreckenkrauler der Welt: die olympisch vergoldete Wiederkehr eines verlorenen Sohnes.

Foto: I. Utkin

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

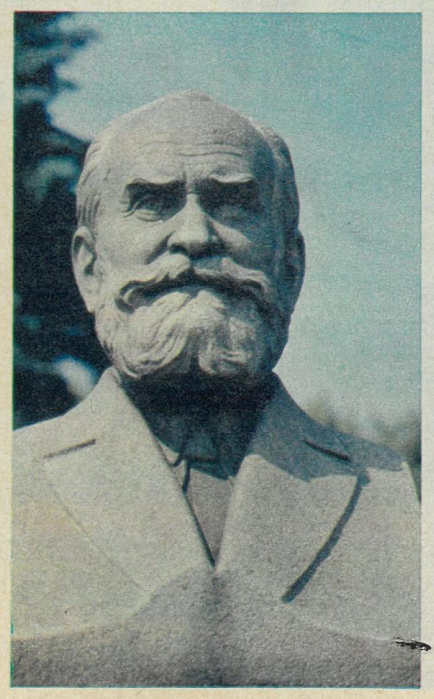
Geist in Erz und Gestein

Denkmäler für Wissenschaftler in Moskau: Pawlow (5)

Erster russischer Nobelpreis

Als Iwan Pawlow (1849–1936) als junger Privatdozent 1886 seine Ausbildung in Leipzig bei dem berühmten Physiologen Carl Ludwig vervollkommnete, fiel er vordergründig durch plebejische Manieren auf. Seine stürmische Leidenschaft für die Forschung ließ ihn alle Etikette vergessen. So mußte der Bruder dafür sorgen, daß Pawlow seine Kleidung halbwegs in Ordnung hielt. In Leipzig gewann der Forscher die kritische Einsicht, daß man normale physikalische Vorgänge beim Tier nicht von „verstümmelten Wesen mit durchschnittenen Nerven und abgeklemmten Gefäßen, vom Messer zerfleischt", erhalten kann. Er untersuchte deshalb die Blutzirkulation und die Verdauung unter weitgehend normalen Lebensbedingungen. Als glänzender Chirurg schaffte er es, notwendige Eingriffe auf ein Minimum zu beschränken. Für diese Forschungen erhielt Pawlow als erster Russe den Nobelpreis für Medizin. In Moskau stellte er 1909 auf dem XII. Kongreß der Naturforscher und Ärzte in seinem Vortrag „Naturwissenschaft und Gehirn" erste Forschungsergebnisse über die bedingten Reflexe vor. Während der Interventionskriege sorgte sich Lenin persönlich um das Wohlergehen Pawlows. 1926 wurde für ihn eine biologische Station in Koltuschi (heute Pawlowo) eingerichtet. Die Büste Pawlows (von M. G. Maniser) wurde 1953 in der Allee vor dem Hauptgebäude der Moskauer Lomonossow-Universität aufgestellt.

Text: Utz Hoffmann, Fotos: Volkmar Billeb



Preisfrage:

In welchem Jahr erhielt Pawlow den Nobelpreis für Medizin? Antworten bitte auf einer Postkarte bis 9. 11. 88 an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056

So war es richtig in Heft 20/88:

Ziolkowski wirkte und starb in Kaluga. Es gewannen: 100 M – H. Lüdtke, Taucha; 75 M – R. Kollmorgen, Eibenstock; je 50 M – H. Pietsch, Lassan; D. Schönherr, Lauterbach; H. Wilck, Neubukow.